

Neuerscheinung

Herbst 2001



Mit folgenden Themen:

- ◆ *Warum Christen so oft stumm bleiben*
- ◆ *Die Spuren Gottes im eigenen Leben entdecken*
- ◆ *Von Lebensträumen und Hoffnungsbildern*
- ◆ *Lebenserfahrungen an der Grenze*
- ◆ *Glauben trotz ungelöster Fragen und Zweifel*
- ◆ *Dem eigenen Glauben eine Sprache geben*
- ◆ *Gespräche bei Gelegenheit*

Dazu gibt es **über 20 praktische Übungen**, die Christen durch das gemeinsame Gespräch helfen sollen, ihres Glaubens gewisser zu werden und ihn mit Menschen zu kommunizieren, die Kirche und Glauben eher noch abwartend bzw. distanziert gegenüberstehen.

Als **Zielgruppe dieser Sprachschule** standen dem Autor normale Gemeindeguppen vor Augen: Frauenhilfe, Presbyterium, Kindergottesdienstvorbereitungskreis, Männerkreis ...

Die **Broschüre hat 64 Seiten**, ist im BRUNNEN-Verlag im Auftrag des Amtes für missionarische Dienste der EKvW erschienen und kann zu folgenden **Staffelpreisen** bezogen werden:

Einzelexemplar	5 €
ab 10 Exemplare plus Porto und Versandkosten	4 €
ab 30 Exemplare	3 €

Bestellungen nimmt das Amt für missionarische Dienste der EKvW
Olpe 35, 44135 Dortmund
Tel: 0231/5409-60;
Fax: 0231/5409-66
E-Mail: info@amd-westfalen.de
entgegen.

Natürlich ist die Broschüre auch im Buchhandel erhältlich.

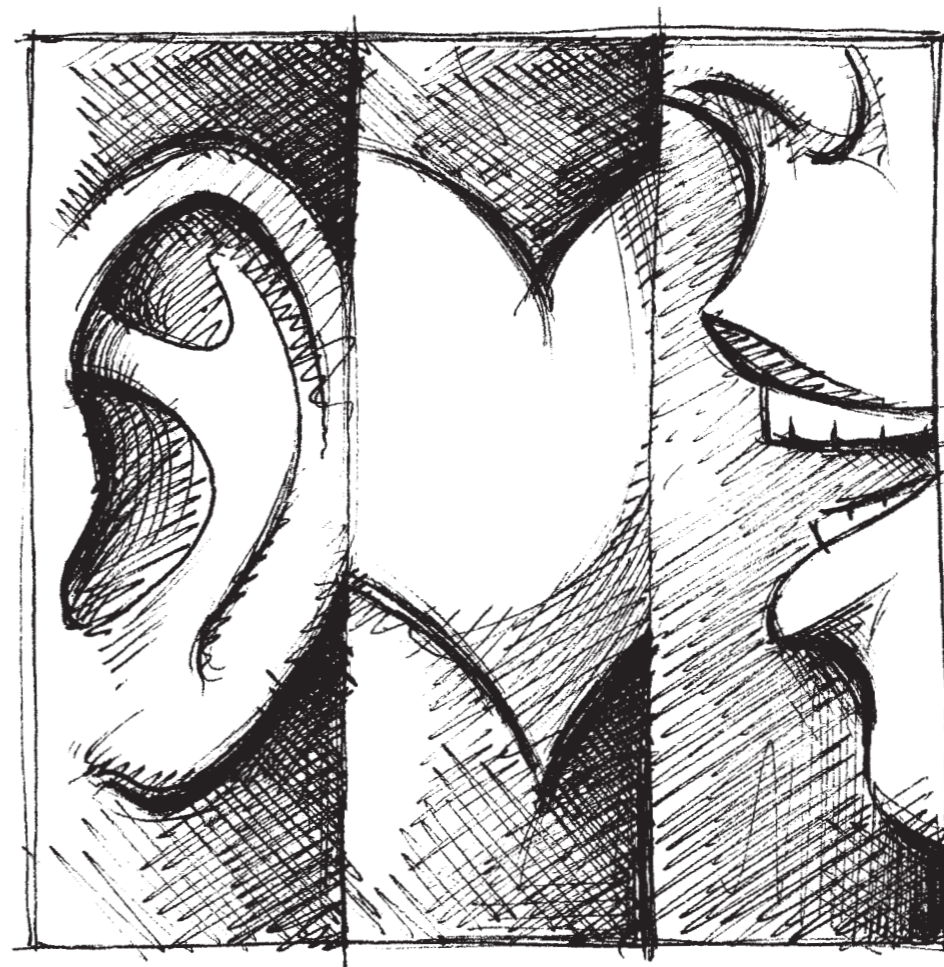


aus der Praxis
für die Praxis

Ausgabe 2002

Grundlagen und Übungsfelder einer gelingenden Kommunikation

Sprachfähig werden im Glauben



**Evangelische Kirche von Westfalen
Amt für missionarische Dienste
Olpe 35
44135 Dortmund
Telefon (02 31) 54 09 60
Telefax (02 31) 54 09 66
E-Mail:
info@amd-westfalen.de**

Grundlagen

Die Sprache – ein Geheimnis Dr. Wilhelm Eppler	6
Sich verstehen, versteht sich nicht von selbst – Zur Wahrnehmung von Kommunikationsbarrieren Dr. Burghard Krause	9
Von der Kunst zuhören zu können – Zehn Lektionen in einem Fach, das in keinem Unterrichtsplan steht Younglife/Klaus J. Diehl	11
Einfach von Gott reden – Hindernisse und Chancen einer gelingenden Kommunikation Andreas Malessa	13

Übungsfelder

Wie sag ich's nur? – Eine Themenstunde für 16–18Jährige Nina Cyrol/Christin Goldhammer/ Ina Kaul.....	19
Nicht jeder Schlüssel passt in jedes Schloss – Zum Verhältnis von Lebensthemen zu Glaubenthemen Dr. Burghard Krause	21
Vom Umgang mit Schlagworten – Hilfen zu einem argumentierenden Bezeugen Dr. Burghard Krause	23
Dem eigenen Glauben eine Sprache geben – Übersetzungsübungen Klaus J. Diehl	25
Gespräche bei Gelegenheit – Bei alltäglichen Begegnungen aufmerksam und sensibel reagieren Klaus J. Diehl	27
Auf den Spuren des Philippus: Stationen eines Glaubensgespräches Dr. Burghard Krause	29



wird herausgegeben vom Amt für missionarische Dienste der Evangelischen Kirche von Westfalen
Olpe 35, 44135 Dortmund
Redaktion: Klaus Jürgen Diehl; Prepress: sign:um, Witten;
Druck: Druckerei Nolte, Iserlohn

Bildnachweis: Titelseite: Illustration von Johannes Ritter; Seite 9: Karikatur von Alexander Hermanspan; Seite 13: Karikatur von Ivan Steiger, aus „Ivan Steiger sieht die Bibel“, Stuttgart; Seite 18: Karikatur von Hans Biedermann, aus „Ein Christ erblickt das Licht der Welt“, Wuppertal; Seiten 21, 23+24: Illustrationen aus dem unten in den entsprechenden Kapiteln angegebenen Buch. Trotz unserer Bemühungen konnten nicht alle Rechteinhaber ermittelt werden. Für Hinweise sind wir dankbar.

Vielen Christen scheint es die Sprache verschlagen zu haben. Sie reden über alles – selbst das Thema Sex ist kein Tabu mehr – nur: über ihren Glauben reden sie nicht. Ein großes Verschweigen Gottes macht sich breit. Dass Religion bzw. Glaube Privatsache ist und zur Intimsphäre des Menschen gehört, haben in unserer Gesellschaft viele Christen so sehr verinnerlicht, dass selbst in vielen christlichen Gruppen und Kreisen das offene Gespräch über den Glauben eher die Ausnahme ist. Es hat den Anschein, dass die Frage nach Gott und dem Glauben an ihn betretenes Schweigen und ein Gefühl der Peinlichkeit auslösen. Als sich die EKD-Synode 1999 in Leipzig mit dem Schwerpunktthema „Reden von Gott in der Welt – Der missionarische Auftrag der Kirche an der Schwelle zum 3. Jahrtausend“ befasste, stellte sie in ihrer abschließenden „Kundgebung“ fest:

Vielen fällt es schwer, verständlich und überzeugend von ihrem Glauben zu reden ... Das Problem entsteht aber auch darin, dass Glaubensfragen als eine höchst persönliche Angelegenheit betrachtet werden und aus dem privaten und öffentlichen Gespräch weithin verdrängt worden sind. Über die Fragen des Glaubens schweigen wir verschämt. Das darf so nicht bleiben. Wir brauchen mehr Selbstbewusstsein und Mut, im privaten und öffentlichen Gespräch zu unserem Glauben zu stehen und von seiner Lebensdienlichkeit Rechenschaft zu geben. Und wir brauchen mehr Bildung und Anleitung, um über die unzureichenden Versuche, an denen wir heute leiden und scheitern, hinauszugelangen. Eine neue Sprachlehre des Glaubens ist nötig.

Die vorliegende Publikation möchte einen Beitrag zur Förderung der Sprachfähigkeit von Christinnen und Christen leisten. Daher möchte der erste Beitrag dem Geheimnis der Sprache näher auf die Spur kommen. Wir entdecken, dass gerade die Sprache der Bibel einen Reichtum und eine Tiefe widerspiegelt, die weit über die Wirklichkeitserfahrung des säkularen Menschen hinausgeht. Ein anderer Beitrag zeigt auf, dass die Fähigkeit zur Kommunikation mit der Kunst des Zuhörens beginnt: Das aufmerksame, einfühlsame Hinhören, das zu verstehen versucht, was andere bewegt, muss darum immer Vorrang vor allem eigenen Reden haben. Andreas Malessa, Theologe und erfahrener Medienexperte, zeigt in höchst anschaulicher Weise an vielen praktischen Beispielen auf, dass eine gelingende Kommunikation kulturelle Nähe mit der Möglichkeit zur Identifikation zur Voraussetzung hat. Dazu gehört ganz wesentlich, dass Christinnen und Christen am ehesten mit solchen Menschen über Glaubensfragen in Kontakt stehen, mit denen sie auch sonst lebensmäßig im Alltag Beziehungen haben.

In den Übungsfeldern des 2. Teils möchten wir an erprobten Beispielen aus der Gemeinde-Praxis einen Anstoß geben, in den Gemeinden Menschen

Wir entdecken, dass gerade die Sprache der Bibel einen Reichtum und eine Tiefe widerspiegelt, die weit über die Wirklichkeitserfahrung des säkularen Menschen hinausgeht.

miteinander ins Gespräch zu bringen, die sich in einem behutsam geführten Dialog Klarheit über ihren eigenen Glauben verschaffen möchten, um ihn dann auch in einer verständlichen Weise mit anderen zu teilen. Dabei sind junge Menschen ebenso im Blick wie die Mitglieder einer Frauenhilfe, eines Hauskreises – oder das Presbyterium einer Gemeinde. Einzelne Beiträge von Dr. Burghard Krause nehmen oft gehörte Einwände, Kritik – aber auch Vorurteile gegen den christlichen Glauben auf, um durch praktische Übungen aufzu-

spüren, wie es zu solcher Ablehnung bzw. Distanziertheit kam und wie wir angemessen darauf reagieren können. Schließlich gehört zu diesen Übungsfeldern auch ein sprachliches Übertrennungstraining: Wie können wir die alten biblischen Wahrheiten wie die eigenen Glaubenserfahrungen neu sagen lernen – und zwar so, dass wir einerseits verstanden werden und andererseits beim Übersetzen zentraler biblischer Begriffe von einem Ufer ans andere ihr theologischer Aussagegehalt nicht über Bord geht.

Allen Autorinnen und Autoren, die uns in so selbstverständlich entgegenkommender Weise Beiträge für diese Publikation geliefert haben, sagen wir herzlichen Dank. Ebenso den Verlagen, die unserer Bitte entsprechend die Abdruckerlaubnis für verschiedene Beiträge erteilten.

Wir haben die Hoffnung, dass die vorliegende Publikation einen bescheidenen Beitrag dazu leisten kann, in unseren Gemeinden die häufig anzutreffende Sprachlosigkeit im Glauben zu überwinden, uns auskunftsfähiger zu machen, damit wir von der Lebensdienlichkeit des Glaubens ohne Scheu gerne Rechenschaft geben.

Klaus Jürgen Diehl



Die Sprache – ein Geheimnis

Die Sprache ist das Hauptmedium unserer Kommunikation und steht für ein tiefes Geheimnis, das wir nie ganz ergründen können. Erfahrungen mit diesem Geheimnis der Sprache haben wir wohl alle schon gemacht: Wie erleichtert sind wir, wenn wir – vielleicht in der Seelsorge – etwas ausgesprochen haben, wenn ein Problem „Sprache“ geworden ist. Oft ist dies der erste Schritt zur Bearbeitung eines Problems. Wie gut ist es etwa, wenn in einer Gruppe jemand etwas auf den Begriff, auf den Punkt gebracht hat, oder wenn einmal ein Problem angesprochen werden konnte und wir dann erleichtert sagen können: „Das musste einmal gesagt werden.“ Ein rechtes Wort zur rechten Zeit kann Wunder wirken; ein Wort kann aber auch zerstören. Nicht ohne Grund meinte Friedrich Hölderlin, die Sprache sei „der Güter gefährlichstes, das der Mensch besitzt“. Worte können unheimlich wohl tun und unheimlich verletzen. Und nicht zuletzt: Sie können heilen: „Sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund“ (Mt 8,8). Grund genug, sich einmal auf die Spur dieses Geheimnisses zu geben.

Annäherung

Unzählige Worte werden im Laufe eines Tages gesprochen, geschrieben, gehört, ausgetauscht, gedruckt und gesendet. Die große Vielfalt von Sprachen auf unserem Globus zeigt, dass unter Menschen, wo immer sie miteinander leben, sich so etwas wie Sprache herausbildet. Es gibt die „Muttersprache“, zu der ein Mensch eine ganz nahe Beziehung hat, es gibt die „Umgangssprache“, aber auch die gepflegte

„Hochsprache“. Wir wissen von den Dialekten innerhalb einer Sprache und darüber hinaus von den vielen subkulturellen Sprachformen, die sich innerhalb einer Kultur in bestimmten Milieus, in Subkulturen, bilden, so etwa die Sprache der Jugendlichen mit ihren Slangs, die Sprache der Musikszene, der Rauschgiftszene, des Sports u.a. Wir kennen die außerordentlich dichte Sprache der Nachrichtensendungen, die trockene Sprache von Gebrauchsanleitungen, etwa eines Computerhandbuchs. Sodann stellen die Fachsprachen der Wissenschaften ein eigenes Problem dar, weil sie – wie etwa am Beispiel der medizinischen Fachsprache – nur von wenigen verstanden werden und in früheren Zeiten regelrecht als Geheimsprache empfunden wurden. Dabei hat sich gerade an diesem Punkt in den letzten Jahren viel verändert: Während man früher bei einer fachwissenschaftlichen Hochsprache respektvoll die Gelehrsamkeit des Redenden bewunderte, schüttelt man heute nur noch den Kopf, wenn ein Vertreter einer Wissenschaft sich nicht verständlich ausdrücken kann; er wird dann leicht als „Fachidiot“ eingestuft. Besonders aber kennen wir im christlichen Bereich das liebe Problem mit der Sprache: Die Sprache in Andachten, Bibelarbeiten und Predigten erscheint uns häufig unverständlich, antiquiert; wir empfinden sie als „Sprache Kanaans“. In anderen Fällen erscheint sie uns als anregend, „ansprechend“, erfrischend, mit Esprit. Die Sprache manch einer Andacht empfinden wir als beengend und unangenehm, während uns eine andere Sprache regelrecht so etwas wie einen Raum eröffnet, wo wir ins Weite geführt werden und unsere eigenen Gedanken zu dem Gesagten hinzukommen können. Manche Worte haben eine „Vergangenheit“: Das Wort „Vaterland“ etwa, das wir heute nicht mehr so ganz unbedacht benutzen können. Es gibt inzwischen ein Gremium, das sich über das „Wort des Jahres“ (wie z.B. „Reformstau“) oder über das „Unwort des Jahres“ Gedanken macht und uns kritisch auf Veränderungen unserer Sprachkultur hinweisen will. Vom Geheimnis der Sprache bekommen wir etwas mit, wenn Menschen die gleiche Sprache sprechen und einander doch nicht verstehen: Wenn sie „aneinander vorbeireden“, während

umgekehrt es ein tiefes Verstehen gibt, selbst wenn man die Sprache des anderen nicht oder nicht perfekt spricht.

Spurensuche in der Bibel

Das Geheimnis der Sprache wird in der Bibel in hohem Maße reflektiert. Bereits ganz am Anfang, in der Schöpfungsgeschichte heißt es: „Und Gott sprach ...“ (1 Mose 1,3). Gott spricht also selbst eine Sprache und diese Sprache ist *schöpferisch* im eigentlichen Sinne.

Sodann ist von außerordentlicher Bedeutung, dass Gott den Menschen direkt anspricht (1 Mose 1,28) und in dieser Anrede Gottes erfährt sich der Mensch erstmals als Angeredeter, als *angeredetes Du, als Partner Gottes. Hier wird sichtbar, dass der Mensch Gottes Ebenbild ist (1 Mose 1,27), ein Gegenüber Gottes, das von Gott ganz und gar ernst genommen wird.*

Interessant ist nun, dass im weiteren Verlauf die Sprache des Menschen als etwas angesehen wird, das er selbst erheblich mitgestalten kann: „Und Gott der Herr ... brachte sie (d.h. die Tiere) zu dem Menschen, dass er sähe, wie er sie nannte; denn wie der Mensch jedes Tier nennen würde, so sollte es heißen.“ (1 Mose 2,19) Gott ist sogar regelrecht gespannt darauf, wie der Mensch seine Umwelt (hier am Beispiel der Tiere) benennt.

Ein weiterer Hinweis ist der Turmbau zu Babel (1 Mose 11,1–9): Hier ist die Erfahrung ausgedrückt, dass die gemeinsame Sprache zum Gelingen eines (Groß-)Projekts, das hier freilich gegen Gott gerichtet ist, unerlässlich ist. Das Ende der Kommunikation war auch das Ende des Projekts.

Dann beginnt ab 1 Mose 12 das Reden und Rufen Gottes durch das gesamte Alte Testament hindurch. Immer wieder „redet“ Gott Menschen an und ruft sie heraus, beispielsweise Abraham, Mose und dann am Sinai sein Volk Israel. Und nicht zu vergessen: Gott „spricht“ durch das Wort der Propheten. Beim Pfingstereignis (Apg 2,1–13), dem neutestamentlichen Pendant zum Turmbau zu Babel, wird die Erfahrung des Heiligen Geistes als ein

ganz neues und überraschendes Verstehen von Volksgruppen unterschiedlichster Kulturen erlebt: „... denn jeder hörte sie in seiner eigenen Sprache reden.“ (Apg 2,6) Die Erfahrung des Heiligen Geistes war also vor allem ein Sprach- und Kommunikationsereignis. Nur aufgrund dieses Ereignisses am Anfang kann die Apostelgeschichte von der kulturübergreifenden weltweiten Mission der Apostel berichten. Das Evangelium, das sie verkünden, gründet freilich in der Verkündigung Jesu, der den Gott Israels in einer letzten, eindeutigen und verbindlichen Weise zur Sprache gebracht hat. Nicht ohne Grund wird Jesus als das fleischgewordene Wort, als der Logos bezeichnet (Joh 1,1). Das Evangelium insgesamt ist ein Sprachereignis, es ist ja die frohe Botschaft! Die Erinnerungen an all diese biblischen Grundlagen zeigen uns, wie sehr das Geheimnis der Sprache in der Bibel ernstgenommen wird. Deshalb werden wohl alle, denen das Wort Gottes wichtig ist, auch ein natürliches Interesse haben an dem, was heute über das Thema „Sprache“ gedacht wird. Schließlich liegt uns das Wort Gottes ja insgesamt als etwas Sprachliches vor.

Was ist Sprache?

Die Sprache ist zunächst ein Zeichensystem, das ausgesandt wird und von einem Rezipienten empfangen wird. Es gibt in der Sprachphilosophie heute – um es hier vereinfacht darzustellen – zwei grundsätzliche Richtungen, die „Konventionstheorie“ und die „idealistische Sprachtheorie“: Die eine Theorie geht davon aus, dass es für dieselbe Sprache in verschiedenen Sprachen verschiedene Worte, also Signale gibt. Die Worte sind verschieden, der Inhalt ist der gleiche. Sprache ist also nur eine auswechselbare Form für beliebig mitzuteilende Inhalte. Worte sind eine bloße Hülle, eine bloße Etikettierung, gewissermaßen eine „Verpackung“ für Inhalte, die jederzeit auch in anderer Verpackung transportiert werden könnte. Diese Theorie entspricht auf den ersten Blick unserer Erfahrung: Eine Sprache hat in verschiedenen Sprachen verschiedene Bezeichnungen, aber die Sache ist dieselbe. Diese Theorie wird gemeinhin als *Konventionstheorie* bezeichnet, weil es eben

der Konvention entspricht, dass in einem Kulturkreis die Sache mit diesem Wort, im anderen Kulturkreis mit einem anderen Wort bezeichnet wird. Diese Sprachtheorie ist aber, genau betrachtet, recht oberflächlich, deshalb geht eine andere Sprachtheorie – man nennt sie die *idealistische Sprachtheorie* (zurückgehend auf Alexander von Humboldt, Johann Gottfried Herder und im 20. Jahrhundert u.a. von Martin Heidegger, Hans-Georg Gadamer und auch von Gerhard von Rad vertreten) – davon aus, dass Sprache nicht nur eine Form für beliebig mitzuteilende Hülle ist, sondern dass sich in einer Sprache in einer ganz tiefen und grundsätzlichen Weise spiegelt, wie Menschen ihre Wirklichkeit erfahren, deuten, gestalten und wie sie sich selbst verstehen. Um ein Beispiel zu nennen: Wenn wir heute von der „Umweltverantwortung“ reden, so drückt dieser Begriff aus, dass sich der Mensch im Mittelpunkt seiner Welt versteht und dass um ihn herum gewissermaßen die „Umwelt“ angesiedelt ist. Verantwortlich fühlen wir uns dann gegenüber uns selbst, künftigen Generationen o.ä. Reden wir aber von der „Schöpfungsverantwortung“, so versteht sich der Mensch hier als Teil der Schöpfung, wobei diese nicht nur bloße „Umwelt“, sondern Schöpfung Gottes ist, der gegenüber der Mensch Verantwortung hat. Die Sprache spiegelt also die Wirklichkeitserfahrung eines Menschen in ganz tiefer Weise. Deshalb können wir dem Alttestamentler Gerhard von Rad und mit ihm dem Philosophen Hans-Georg Gadamer nur zustimmen, wenn sie davon ausgehen, dass Sprache im Grunde Welt- und Daseinsauslegung ist. „Sprache“ ist also nicht nur Informationsübermittlung, nicht nur Informationsträger, sondern Sprache ist viel mehr: Sprache konstatiert nicht nur etwas, sie strukturiert und erschließt Wirklichkeit, ja sie setzt und konstituiert sogar Wirklichkeit: etwa dann, wenn uns etwas zugesprochen, etwas versprochen, etwas „verheißen“ wird. Die strukturierende Dimension der Sprache können wir beispielsweise im seelsorgerlichen Gespräch erleben: Wenn etwas „Sprache“ wird, ist das der erste Schritt der Verarbeitung eines Problems, denn die Sprache bringt Ordnung, Struktur in diffuse und daher beängstigende Wirklichkeitserfahrung.

Anmerkungen zur Gegenwartssprache

Es ist außerordentlich reizvoll, von dieser Sprachtheorie aus einmal zu untersuchen, wie sich unsere Sprache verändert und welche Rückschlüsse im Blick auf die Wirklichkeitserfahrung des heutigen Menschen im Vergleich zur biblischen Zeit gezogen werden könnten. Die Sprache der Bibel und unsere heutige Umgangssprache erscheinen ja zuweilen wie zwei Welten. Um nur wenige Gesichtspunkte zu nennen: Unsere moderne Sprache ist weithin eine Abkürzungssprache (ABS, UNO, UEFA, PC, CDU, SPD, ADAC, AT ...), sie ist eine entemotionalisierte Sprache, die kaum mehr Worte für Gefühle hat. (Wann haben Sie das letzte Mal das Wort „Freude“ benutzt?) Ein Problem eigener Art ist die zunehmende Zahl subkultureller Sprachwelten, in denen sich die totale Zergliederung unserer Gesellschaft widerspiegelt. Es sind die Szenesprachen, die die Kommunikation manchmal erheblich erschweren. Die Gegenwartssprache ist weithin eine technisch-informierende Sprache, eine Floskelsprache mit einem hohen Phraselogisierungsgrad: Besonders in der Politikersprache (aber auch in manchen Predigten!) sind die Sprachhüllen fast austauschbar, was insofern ein immenses Problem dieser Berufsgruppe ist, als diese Phrasen umgekehrt auch erwartet werden (z.B. „umweltverträglich“, „sozial verträglich“, „soziale Marktwirtschaft“, „Einheit in Freiheit“ usw.). Eine weitere interessante Erscheinung ist die Zunahme schönfärberischer Worte (Euphemismen): Wir sagen heute nicht mehr „Armenhilfe“, sondern „Sozialhilfe“; statt „Industriegebiet“ sagen wir „Gewerbe-park“, anstelle des „Totengräbers“ gibt es heute das „Bestattungsinstitut“ und statt „Altersheim“ sagen wir „Seniorenresidenz“. Nicht alle diese sprachlichen Veränderungen können als negativ bewertet werden. Wenn wir heute nicht mehr „Hilfsschule“, sondern „Sonderschule“ sagen, nicht mehr „Kriegsministerium“ sondern „Verteidigungsministerium“, so weist dies auf eine richtige Sicht hin. Und wenn wir uns heute um eine inklusive Sprache bemühen, bei der die Frauen nicht nur beim jeweils männlichen Wort „mitgedacht“ werden müssen, sondern auch

eigens genannt und auf diese Weise wertgeachtet werden, so ist das nur angemessen.

Die Tiefe der biblischen Sprache

Vergleichen wir aber die Gegenwartssprache insgesamt mit der biblischen Sprache, so fällt der unermessliche Reichtum der biblischen Sprache auf: Hier finden Freude und Dank wie auch Trauer und Klage in den vielen Psalmen ihrer Sprache, die erzählenden Texte nehmen uns hinein in die Geschichte Gottes mit seinem Volk und wir bekommen teil an der Sprache der Hoffnung der Propheten, die sich in Visionen und Bildern ausdrücken und Tiefendimensionen unserer Seele erreichen. Auch bei einzelnen biblischen Begriffen wird uns klar: Der Begriff „Torheit“ beispielsweise meint ja in der Bibel nicht nur, wie man ihn heute leicht versteht, niedere Intelligenz, sondern in viel umfassenderem Sinn Leben und Denken ohne Gott. Es gibt hochintelligente Menschen, die dennoch aus der Sicht Gottes „Toren“ sind; wie es einfache Menschen gibt, die aus biblischer Sicht „weise“ sind. Ebenso wird heute der Begriff „Gehorsam“ weithin nur noch als „blinder Gehorsam“ oder als „Willenlosigkeit“ verstanden, während „Gehorsam“ in der Bibel ein Ausdruck bewusster Verbindlichkeit und höchster Verantwortung ist. Oder der Begriff „Demut“, meist nur noch verstanden als „Unterwürfigkeit“ oder „Bescheidenheit“, ist Ausdruck der Bejahung der Schuld vor Gott, ein Ja zu unserer menschlichen Begrenztheit und gerade so dem Menschen in letzter Tiefe gemäß.

An all diesen Beispielen wird deutlich, dass unsere heutige Gegenwartssprache im Grund eine zweidimensionale Sprache ist, die die dritte Dimension, die Wirklichkeit Gottes, die Sinnfrage, die Transzendenz kaum mehr in sich hat. Verglichen mit der Tiefe der biblischen Sprache und der hier sichtbar werdenden Wirklichkeitserfahrung und -deutung, kann die Gegenwartssprache nur als eine erschreckende Verflachung und Verarmung betrachtet werden. Die Sprache der Bibel führt uns in neue Wirklichkeitsräume, erschließt uns die Weite des Seins, erschließt uns die

Wirklichkeit Gottes. „Die religiöse Sprache Israels entspricht einer Wirklichkeit, die nach allen Seiten hin offen war zu Gott hin; und deshalb kann man sagen: Mit der Wirklichkeit, die sich Gott durch seine geschichtliche Selbstoffenbarung geöffnet hat, hat er sich auch die Sprache des alten Israel geöffnet. Sachgemäß ist diese Sprache, weil sie die durch Gottes Reden geschaffenen Wirklichkeiten sachgemäß zu benennen weiß“ (Gerhard von Rad, Theologie des Alten Testaments, Band II, 375 f). Es wird unsere wichtigste Aufgabe sein, dass wir die Sprache der Bibel nicht einfach „ersetzen“, sondern Menschen in ihrer Sprache abholen und ihnen die dreidimensionale Sprache der Bibel einladend erschließen. Eindrucksvoll kann in diesem Sinne der Tübinger Alttestamentler Hartmut Gese sagen: „Der biblische Text ist voll mit Anschauung gesättigten Begriffen, die dem modernen Menschen fremd sind oder die bei ihm nur unzureichende Entsprechungen finden: das Heilige, der Altar, der Tempel, der Berg, der Zion, das Opfer, die Sühne, der Thron, der König, das Lichtwerden am Morgen, die Finsternis der Nacht, die Wasser, die Tiefe der Unterwelt usw. Wir kommen hier nicht mit einer Trennung von sakral und profan, von weltbildbedingt und zeitlos gültig aus. Für viele dieser Begriffe ist an eine Umsetzung in moderne Äquivalente überhaupt nicht zu denken, weil es nichts Analoges gibt. Die modernen freien Bibelübersetzungen beweisen in jeder Zeile die Unübertragbarkeit der biblischen Wirklichkeit in die moderne Realität und es bleibt uns nichts übrig, als eine ungeheure Wirklichkeitsverarmung der Moderne zu konstatieren. Eine Hermeneutik, die sich an die Absolutheit heutigen Denkens bindet und verstehen will durch eine Transformation in unsere Welt, wäre verloren. Es gibt hier nur den Weg der lernenden Aneignung von Wirklichkeit.“ (Gese, Hermeneutische Grundsätze, 61)

Dr. Wilhelm Eppler
aus: Mitarbeiterhilfe 3/1998
herausgegeben vom CVJM-Gesamtverband, Kassel

LITERATUR

Hartmut Gese, Hermeneutische Grundsätze der Exegese biblischer Texte in: Standort und Bedeutung der Hermeneutik in der gegenwärtigen Theologie, Bonn 1986, 43–62

Klaus Haacker, Heinzpeter Hempelmann, Hebraica Veritas, Wuppertal 1989

Rubert Lay, Manipulation durch die Sprache, Frankfurt, Berlin 1995

Luise Pusch, Das Deutsche als Männersprache, Frankfurt 1984

Gerhard von Rad, Das alttestamentliche Verständnis von der Welt und vom Menschen und der Christusglaube, in: Theologie des Alten Testaments, Bd. II, 357–379

Chris Bezzel, Wittgenstein zur Einführung, Hamburg 1988

Sich verstehen versteht sich nicht von selbst

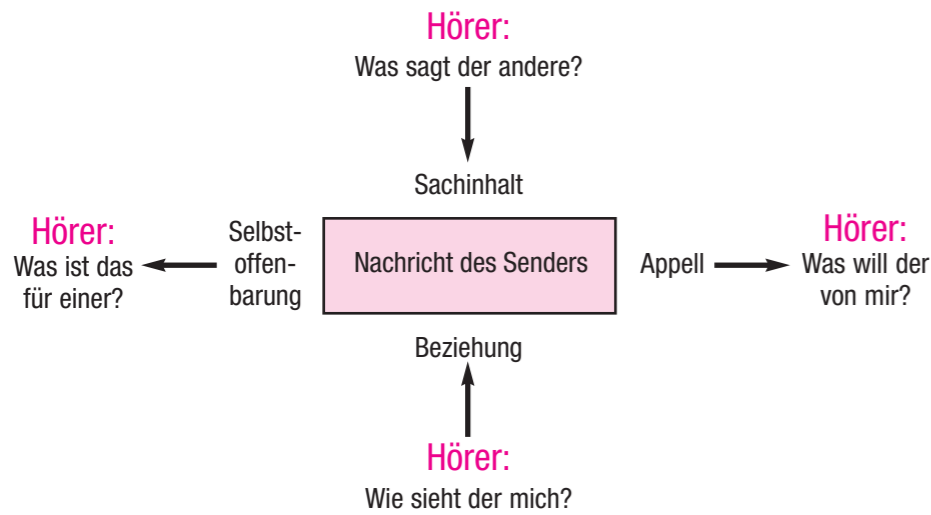
Zur Wahrnehmung von Kommunikationsbarrieren

Gespräche über den Glauben sind ein Sonderfall dessen, was wir *Kommunikation* nennen. Vereinfacht lässt sich jeder Kommunikationsprozess auf einen Grundvorgang reduzieren: Ein *Sender* gibt eine Nachricht an einen *Empfänger* weiter. Die Kommunikation gelingt, wenn gesendete und empfangene Nachricht übereinstimmen. Nun zeigt allerdings die Erfahrung: Alle Kommunikation ist störungsanfällig. Was jemand sagt, ist nicht immer genau das, was er mitteilen möchte; und das, was gehört wird, ist nicht immer identisch mit dem, was tatsächlich gesagt worden ist. Man kann bekanntlich auch aneinander vorbeireden. Viele Kommunikations-

prozesse gleichen einem Hürdenlauf: Damit die Nachricht des Senders den Empfänger wirklich erreicht, müssen oft mehrere *Kommunikationsbarrieren* überwunden werden.

Das gilt in besonderer Weise für Glaubensgespräche. Es kann dabei z.B. schon rein sprachliche Verstehenshürden geben (unterschiedliche Füllung oder Verwendung von Begriffen, nicht vertrautes, „frommes“ Vokabular). Weit auseinanderliegende *Lebens- und Erfahrungswelten* von Sender und Empfänger können den Kommunikationsvorgang beeinträchtigen (Beispiel: Ein Christ mit charismatischem Frömmigkeitsprofil und Gemeindehintergrund begegnet einem säkularisierten Rationalisten, der seit Jahren keine Kirche mehr von innen gesehen hat). Und auch die unterschiedlichen *Signalebenen*, auf denen „gesendet und empfangen“ wird, können den Gesprächsverlauf empfindlich stören. Der Psychologe Friedemann Schulz von Thun betont, dass jede gesendete Nachricht vier verschiedene Signalebenen hat (*Sachinhalt, Selbstoffenbarung, Beziehung, Appell*) und vom Empfänger der Nachricht auch mit „vier Ohren“ gehört wird (*Sach-Ohr, Selbstoffenbarungs-Ohr, Beziehungs-Ohr, Appell-Ohr*)¹.





Konkret meint das: Jede Nachricht enthält nicht nur eine Sachinformation. Sie ist auch ein Stück Selbstdarstellung bzw. Selbstenthüllung des Senders, die den Gesprächspartner einladen oder auch abstoßen kann. Zugleich geht aus der Art der Nachricht hervor, wie der Sender zum Empfänger steht, was er von ihm hält und in welcher Beziehung er sich ihm gegenüber sieht (z.B. Arzt + Patient; Lehrer + Schüler; Missionar + Missionsobjekt; Partner + Partner). Und schließlich schwingt in jeder gesendeten Nachricht die Intention mit, auf den Empfänger Einfluss zu nehmen, etwas bei ihm zu bewirken (z.B. Selbsterkenntnis, Einladung zum Nachdenken, Aufforderung zur Umkehr). Je nachdem, mit welchem Ohr der Hörer hört, wird die gesendete Nachricht unterschiedliche Fragen in ihm wach rufen: Was sagt der andere? (Inhalt) Was ist das für einer? (Selbstoffenbarung) Wie sieht der mich? (Was will der von mir?) (Appell)

Beispiel:

Wie könnte ein Hörer auf den Satz seines Gesprächspartners reagieren: *Seit ich regelmäßig einen Hauskreis besuche, ist meine Beziehung zu Gott ganz neu aufgeblüht*?

Mögliche Signal-Ebenen:

SACHINHALT:

„Was läuft denn da so ab bei einem solchen Hauskreisabend?“

SELBSTOFFENBARUNG:

Gedanke: „Der hält sich wohl für ‚was Besseres mit seinem Hauskreis-Tick!‘“

BEZIEHUNG:

„Ich bin überrascht, wie offen Sie mit mir über Persönliches reden!“

APPELL:

„Bei meinem Berufsstress könnte ich mir einen Hauskreisabend pro Woche überhaupt nicht leisten!“

„Es gibt in der Regel nur wenige Augenblicke im Leben, wo wir uns wirklich verstanden fühlen oder wo wir andere wirklich verstehen. Verstehen ist nicht ‚machbar‘ und setzt doch etwas voraus, nämlich Offenheit und Sensibilität für sich und andere.“² Kommunikation gelingt nur da, wo die Gesprächspartner sich einfühlend in ihr Gegenüber hineinversetzen. Dazu kommt: „Sprechen und Verstehen ist ... auf gegenseitiges Vertrauen angewiesen, weil es auf der einen Seite mit der Fähigkeit zum Einfühlen zu tun hat, auf der anderen Seite mit der des Sich-Öffnens und Empfangens.“³ Je angenommener sich jemand fühlt, desto mehr kann er sich mitteilen.

Brief eines unbekanntem Studenten

Den folgenden „Brief eines unbekanntem Studenten“ hat uns Tobias Brocher übermittelt. Er zeigt, wie stark jedes Gespräch von verborgenen Sehnsüchten und Ängsten mitbestimmt wird.

„Bitte höre, was ich nicht sage! Lass Dich nicht von mir narren! Lass Dich nicht durch mein Gesicht täuschen. Denn ich trage tausend Masken – Masken, die ich fürchte abzulegen.“

Und keine davon bin ich. So zu tun als ob, ist eine Kunst, die mir zur zweiten Natur wurde. Aber lass Dich um Gottes willen nicht täuschen.

Ich mache den Eindruck, als sei ich umgänglich, als sei alles sonnig und heiter in mir, innen wie außen. Als sei mein Wesen Vertrauen und Kühle, so als könne ich über alles bestimmen und brauchte niemanden. Aber glaub mir nicht! Mein Äußeres mag sicher erscheinen, aber es ist meine Maske. Darunter ist nichts Entsprechendes. Darunter bin ich, wie ich wirklich bin: verwirrt, in Angst und alleine.

Aber ich verberge das, weil ich nicht möchte, dass es irgend jemand merkt. Beim bloßen Gedanken an meine Schwächen bekomme ich Panik und fürchte mich davor, mich anderen überhaupt auszusetzen. Gerade deshalb erfinde ich verzweifelt Masken, hinter denen ich mich verbergen kann: eine lässige, kluge Fassade, die mir hilft, etwas vorzutäuschen, die mich vor dem wissenden Blick sichert, der mich erkennen würde. Dabei wäre gerade dieser Blick meine Rettung. Und ich weiß es. Wenn der verbunden wäre mit Angenommenwerden, mit Liebe. Das würde mir die Sicherheit geben, die ich mir selbst nicht geben kann, die Sicherheit, dass ich etwas wert bin.

Aber das sage ich Dir nicht. Ich wage es nicht. Ich habe Angst davor. Ich habe Angst, dass Dein Blick nicht von Annahme und Liebe begleitet wird. Ich fürchte, Du wirst gering von mir denken und über mich lachen – und Dein Lachen würde mich umbringen. Ich habe Angst, dass ich tief drinnen in mir selbst nichts bin und dass Du das siehst und mich abweisen wirst. So spiele ich mein verzweifelt Spiel: eine sichere Fassade außen und ein zitterndes Kind innen. Ich rede daher im gängigen Ton oberflächlichen Geschwätzes. Ich erzähle Dir alles, das in Wirklichkeit nichtssagend ist, und nichts von alledem, was wirklich ist, was in mir schreit. Deshalb lass Dich nicht täuschen von dem, was ich aus Gewohnheit daherrede. Höre sorgfältig hin und versuche zu hören, was ich nicht sage – was ich gerne sagen möchte, was ich um des Überlebens willen rede und was ich nicht sagen kann.

Ich hasse Versteckspielen. Ehrlich! Ich verabscheue dieses oberflächliche Spiel, das ich da aufführe – ein unechtes Spiel. Ich möchte wirklich echt und spontan sein können, einfach ich selbst, aber Du musst mir helfen. Du musst Deine Hand ausstrecken, selbst wenn es gerade das letzte zu sein scheint, das ich mir wünsche. Jedes Mal, wenn Du freundlich bist und mir Mut machst, wenn Du dich wirklich um mich sorgst, bekommt mein Herz Flügel – sehr kleine, brüchige Schwingen, aber Flügel. Dein Mitgefühl und die Kraft Deines Verstehens machen mich lebendig. Ich möchte, dass Du das weißt, wie wichtig Du für mich bist, wie sehr Du aus mir den Menschen machen kannst, der ich wirklich bin – wenn Du willst. Ich wünschte, Du wolltest es. Du allein kannst die Wand niederreißen, hinter der ich mich ängstige. Du allein kannst mir die Maske abnehmen und mich aus meiner Schattenwelt befreien, aus Angst und Unsicherheit, aus meiner Einsamkeit. Übersieh mich nicht, bitte übergeh mich nicht.

Es wird nicht leicht für Dich sein. Die lang andauernde Überzeugung, wertlos zu sein, schafft dicke Schutzmauern. Je näher Du mir kommst, desto blinder schlage ich zurück. Ich wehre mich gegen das, wonach ich schreie. Meine Hoffnung liegt darin, dass Liebe stärker ist als jeder Schutzwall. Versuche diese Mauern einzureißen mit sicheren, behutsamen Händen – das Kind in mir ist verletzlich.

Wer ich bin, fragst Du? Ich bin jemand, den Du sehr gut kennst. Ich bin jeder-mann, den Du triffst – jeder Mann und jede Frau, die Dir begegnen.“

Fragen zur Erschließung des Textes:

- ◆ Was löst dieser Brief in Ihnen aus?
- ◆ Wo entdecken Sie sich darin selbst wieder?
- ◆ Welche Sehnsucht und welche damit verbundene Angst offenbart der Brief? Wie kann man dieser Sehnsucht und Angst begegnen?
- ◆ Was bedeutet die Botschaft des Briefes für Ihre Gespräche mit Menschen – besonders für Gespräche über Fragen des Glaubens?

Fazit

Jeder Mensch hat die Sehnsucht, ganz durchschaut und zugleich ganz bejaht zu sein. Die Angst davor, in den letzten Tiefen und Abgründen zwar erkannt – aber nicht geliebt zu werden, führt zu dem im Brief beschriebenen Versteckspiel. Die erhoffte Befreiung von der „Maskerade“ gelingt – wenn überhaupt – nur in einem Klima des Vertrauens. Dieses Klima wird ganz entscheidend durch eine annehmbare Grundhaltung mitgeprägt, die dem Gegenüber signalisiert: „Du darfst ehrlich werden ohne Angst vor Zurückweisung“.

Viele Menschen fürchten, dass ein solches Ehrlich-Werden ohne Angst in der Gegenwart von Christen und ihrem Gott nicht möglich ist. Aber gerade Jesus zeigt uns einen Gott, der uns ganz durchschaut und zugleich ganz bejaht (z.B. Joh. 8,53ff). Aus der eigenen Erfahrung der geschenkten Rechtfertigung durch Gott kann für Christen die Kraft zu einer annehmenden Grundhaltung wachsen. Wo diese Grundhaltung ein Gespräch über Glaubensfragen bestimmt, wirkt sie wie eine vertrauensbildende Maßnahme.

aus:

Burghard Krause, „Auszug aus dem Schneckenhaus“, Aussaat-Verlag, Seite 148ff.

1 vgl. Friedemann Schulz von Thun, Miteinander reden. Störungen und Klärungen, Allgemeine Psychologie der Kommunikation, Band 1, Reinbek 1981, 13ff; 44 ff

2 Andreas Ebert, Peter Godzik (Hg.), Verlass mich nicht, wenn ich schwach werde. Handbuch zur Begleitung Schwerverkrankter und Sterbender, Rissen 1993, 56

3 Helga Lemke, Seelsorgerliche Gesprächsführung: Gespräche über Glauben, Schuld und Leiden, Stuttgart, Berlin, Köln 1992, 47

4 Tobias Brocher, in: Deutscher Evangelischer Kirchentag 1975 in Frankfurt. Dokumente, Stuttgart 1975, 145f, mit freundlicher Genehmigung des Autors

Von der Kunst zuhören zu können

Zehn Lektionen in einem Fach, das in keinem Unterrichtsplan steht

Lektion 1 Aufhören mit Reden

Dass wir nicht zuhören können, solange wir nicht aufhören zu reden, liegt auf der Hand. Trotzdem ist es für die meisten von uns hart, unser Geplapper zu stoppen. Kein Teil des Körpers scheint schwieriger zu kontrollieren und mit keinem können wir mehr Unheil anrichten als mit unserer Zunge.

Im Ernst: Ständiges Gerede ist normalerweise eine Form von Schüchternheit und Oberflächlichkeit. Wir sind zu unsicher, um wirklich einmal still zu sein. Unsere Worte sind häufig wie eine Mauer, die uns die andern vom Leib hält und mit der wir unsere eigene Fassade vor andern aufrechterhalten wollen. Durch Gerede können wir wirkliche Gespräche und echte Begegnung verhindern.

Lektion 2 Ganz auf Empfang

Mit Reden aufzuhören ist eine Sache, wirklich zuhören zu lernen etwas ganz anderes. Zuhören ist still sein in der Gegenwart eines anderen in einer aufmerksam-gespannten Weise. Manche sind still, ohne wirklich offen und präsent zu sein. Sie sind entweder mit sich selber beschäftigt, oder einfach müde und haben innerlich abgeschaltet. Wirkliche Zuhörer strahlen Ruhe aus und sind gleichzeitig sensibel anderen gegenüber, gewissermaßen ganz auf Empfang, den anderen in einer lebendigen und einfühlsamen Weise zugewandt. Sie hängen nicht ihren eigenen Gedanken an und erlauben ihnen auch nicht, spazieren zu gehen. Wer zuhört, nimmt am Leben anderer teil –

auf eine schöpferische Weise. Zuhören ist eine der besten Möglichkeiten, auch die Lasten anderer mitzutragen.

Wir müssen dazu still sein mit unserem ganzen inneren Wesen. Weder stimmen wir zu noch lehnen wir ab, was andere sagen. Wir sind offen, aufnahmebereit, lassen den anderen die Freiheit, zu sein, was sie sind. Wer wirklich zuhört, kontrolliert nicht das, was ein anderer sagt – geschweige denn, dass er es zensiert.

Lektion 3 Körpersprache als Signal

Meine Körpersprache zeigt meistens deutlich die Qualität meines Zuhörens. Ich kann viele kleine Signale aussenden, dass ich nicht wirklich zuhören will. Augenkontakt z.B. sagt sehr viel aus. Vermeide ich permanent, meinem Gesprächspartner offen in die Augen zu schauen, dann gebe ich ihm damit zu verstehen: „Eigentlich ist es mir jetzt unangenehm, mich mit dir zu unterhalten“. Ich kann mit überkreuzten Armen dasitzend signalisieren: „Halt bitte Abstand!“ Ich kann auf die Uhr sehen. Oder meine Hände sind unruhig. Wir können tausend Signale aussenden, die dem anderen deutlich machen, dass wir nur äußerlich da sind. Umgekehrt gilt: Ruhig und entspannt dasitzen, dem anderen offen ins Gesicht schauen – diese Haltung gibt einem anderen zu erkennen: Der hat jetzt Zeit für mich.

Lektion 4 Selbstannahme als Voraussetzung

Es ist fast unmöglich, wirklich zuzuhören, solange wir nicht begonnen haben, uns selber anzunehmen. – und das ist meist ein langer Weg. Wenn wir fähig sind, unsere Illusionen über uns selber abzulegen und das Gute und das Böse in uns wahrnehmen können, dann können wir auch anfangen zuzuhören. Weil uns dann nichts mehr von dem, was andere sagen, wirklich schockieren kann. In nüchterner Selbsteinschätzung wissen wir: Wir sind nicht besser als andere. Darum vermeiden wir jede Haltung, die sich über einen anderen stellen könnte, auch wenn wir

nicht alles bejahen können, was ein anderer uns sagt bzw. tut.

Menschen, die in Illusionen über sich selber gefangen sind, können nicht einmal Bücher lesen, die nicht derselben Meinung sind. Sie sind ständig damit beschäftigt, andere zu bekämpfen bzw. zu behaupten, dass sie im Recht sind. Sich selber anzunehmen, d.h. auch mit seinen eigenen Schwächen im Reinen zu sein, ohne sie zu beschönigen, schafft innere Sicherheit, ohne die wir uns nicht wirklich anderen zuwenden können.

Lektion 5 Geduld

Zuhören braucht Geduld. Andere können sich uns nur öffnen in der Geschwindigkeit, die ihnen entspricht.

Den Prozess des Zuhörens beschleunigen zu wollen oder ihn einfach abbrechen, kann andere tief verletzen. Es gibt wenige Dinge, die übler sind, als dass du denkst, der andere ist wirklich für dich da und hört dir zu, und dann findest du heraus, dass er einfach mitdrin auf die Uhr sieht und nicht wirklich interessiert ist. Geduld und Beharrlichkeit sind Elemente des liebenden Zuhörens. Erst sie schaffen eine Atmosphäre, in der Offenheit und Vertrauen auf Seiten des Gesprächspartners wachsen können.

Wirkliches Zuhören knüpft ein tiefes Band zwischen Menschen. Antoine de Saint-Exupery illustriert diese Wahrheit im „Kleinen Prinzen“. *Man kennt nur die Dinge, die man zählt*“, sagt der Fuchs. *Die Menschen haben keine Zeit mehr, irgend etwas kennen zu lernen. Sie kaufen sich alles fertig in den Geschäften. Aber da es keine Kaufläden für Freunde gibt, haben die Leute keine Freunde mehr. Wenn du einen Freund willst, so zähme mich!* „Was muss ich da tun?“, fragt der Kleine Prinz. „Du musst sehr geduldig sein“, antwortet der Fuchs. „Du setzt dich zuerst ein wenig abseits von mir ins Gras. Ich werde dich verstohlen aus dem Augenwinkel anschauen und du wirst nichts sagen. Die Sprache ist die Quelle der Missverständnisse. Aber jeden Tag wirst du dich ein bisschen näher setzen können ...“

Lektion 6 Resonanz

Zuhören heißt nicht immer still zu sein. Wer wirklich dem anderen zugewandt ist, antwortet, nickt, drückt Verständnis und Mitgefühl aus. Diese Resonanz, die natürlich und ungekünstelt sein muss, hilft dem Redenden zur Klärung und Vertiefung. Wo während eines Gesprächs Offenheit und Vertrauen gewachsen sind, können manchmal kleine Gesten mehr als Worte besagen. Eine herzliche Umarmung kann u.U. mehr Mitgefühl ausdrücken als tröstende Worte.

Lektion 7 Nachfragen

Die 500 am meisten gebrauchten Worte haben fast 1400 verschiedene Bedeutungen. Das heißt, jedes Wort steht für fast drei verschiedene Aussagen. Kein Wunder, dass wir oft nachfragen müssen, um andere wirklich zu verstehen. Es gehört zur Kunst eines einfühlsamen Gesprächs, durch Nachfragen sicherzustellen, den anderen auch wirklich richtig verstanden zu haben. Oft entsteht bei Gesprächen der Eindruck: „Irgendwie reden wir aneinander vorbei“ bzw. „Der andere versteht überhaupt nicht, was ich meine“. – Auch bei den Fragen, die ein anderer mir stellt, gilt als erstes der Grundsatz: „Ich möchte verstehen, warum du diese Frage stellst, bevor ich versuchen will, dir zu antworten“.

Lektion 8 Zuhören ist lernbar

Zuhören ist eine Kunst, für die manche eine besondere Gabe haben. Zuhören kann man aber auch lernen. Wir lernen in der Schule viele durchaus wichtige Dinge fürs Leben. Aber wir nehmen meistens viel zu selbstverständlich an, dass wir zuhören können. Normalerweise können wir es aber nicht.

Mag sein, dass einige die Gabe haben, zuzuhören, so wie Mozart ein musikalisches Charisma hatte. Die meisten aber müssen das Zuhören lernen. Wenn wir unsern Nächsten wirklich lieben wollen wie uns selbst, dann müssen wir auf vielfältige Weise versuchen, unsere Fähigkeiten im Zuhören zu trainieren.

Entscheidend ist nicht, ob wir uns selber als einen guten Zuhörer einschätzen, entscheidend ist, ob andere sich bei uns wirklich verstanden fühlen. Erst dann haben wir zuhören gelernt.

Lektion 9 Authentisch sein

Wirkliches Zuhören setzt voraus, dass wir in unvoreingenommener Offenheit anderen begegnen und alles vermeiden, was uns in eine Rolle drängt, die unserem wirklichen Leben nicht entspricht. Manche Menschen glauben z.B., Christen seien moralisch bessere Menschen oder würden in ihrem Leben keine schwerwiegenden Probleme haben. In dem Moment, in dem wir als Christen offen auch über eigenes Versagen, über Verwundungen und Enttäuschungen in unserem Leben reden, stellen wir fest, dass dadurch das Eis gebrochen wird.

Plötzlich bekommt das Gespräch eine Wendung: Wir reden nicht mehr unpersönlich, allgemein und unverbindlich über alle möglichen Probleme dieser Welt, sondern werden persönlich und konkret. Wenn ich in einem Gespräch den Anfang gemacht, indem ich von dem rede, was mir Schwierigkeiten macht, dann kann ich u.U. auch sehr direkt meinen Gesprächspartner fragen, was er auf dem Herzen hat und erlebe, wie sich plötzlich die Schleusen öffnen. In jedem Gespräch sollte deutlich erkennbar werden, dass sich da zwei Menschen in der Solidarität der Sünder begegnen.

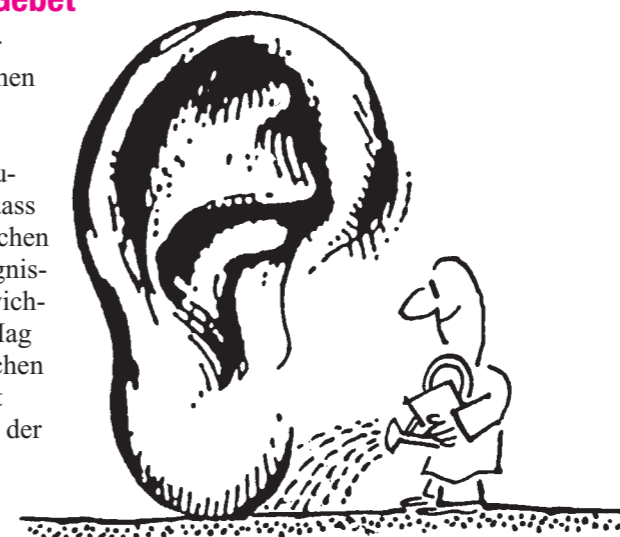
Lektion 10 Zuhören wird zum Gebet

Nur selten bekommen wir Zugang zu tieferen Regionen der menschlichen Seele, wenn wir nicht auch den oberflächlichen Dingen zugehört haben. Mag sein, dass andere uns von irgendwelchen banal erscheinenden Ereignissen erzählen, die für sie wichtig oder tragisch waren. Mag sein, dass wir mit alltäglichen Wehwehchen überschüttet werden, die wir für „nicht der Rede wert“ erachten.

Wenn wir jedoch das Banale von anderen einfühlsam hören, dann wird dahinter oft ein Faden sichtbar, den wir im Gespräch aufgreifen können. Oft ist dieser Faden unseren Gesprächspartnern nicht einmal bewusst. Wir merken, dass wir langsam und vorsichtig in die tieferen und verwundbareren Schichten der Seele geführt werden. Die Erfahrung, dass da jemand ist, der wirklich zuhört, lässt Hoffnung aufkeimen. Wenn mir andere zuhören, öffnet das oft selber etwas in mir. Wenn mir wirklich zugehört wird, entdecke ich Dinge über mich, die mir selber vorher nicht bewusst waren.

Manchmal, wenn wir den Test im Blick auf wirkliches Zuhören bestanden haben, geschieht ein Dammbbruch: Alles sprudelt aus dem anderen heraus, seine Schuld und seine Fehler, die Gefühle von Verzweiflung, Zerrissenheit, Einsamkeit, Selbsthass und all die inneren Schmerzen. Es ist oft schwer, dieser Flut standzuhalten, weil sie uns selber innerlich aufwühlt. In solchen Situationen ist es gut zu wissen, dass das Gespräch in der Gegenwart eines unsichtbaren Dritten geführt wird, der in jedem Fall Rat und Hilfe weiß. Auch ohne ausdrückliche Worte zu machen, kann dann Zuhören auch zu einer Form des Gebetes werden.

Von Klaus J. Diehl überarbeitetes Arbeitspapier der internationalen missionarischen Jugendarbeit von Young Life



Einfach von Gott reden

Hindernisse und Chancen einer gelingenden Kommunikation

In der deutschen Ausgabe des Magazins eines japanischen Autoherstellers war folgender Text zu lesen:

In einen Steuerskandal verwickelt ist derzeit der erfolgreichste Stall der Sumo-Gemeinschaft, der Stall von Yokozuna Takanohana, dem auch die beiden Özeki Wakanohana und Takanonami sowie eine ganze Riege weiterer Ringer angehören.

Der Futagyoma-Stall wird vom Vater Takanohanas, Michiru Hanada, geleitet, der in seiner Phase ebenfalls Takanohana hieß und es bis zum Özeki, Juni-Champion, gebracht hatte. Insgesamt geht es um eine Summe von umgerechnet 4,2 Mio DM, die nicht versteuert wurden.

Hintergrund dieser Steuerhinterziehung ist die Vereinigung des von ihm nach Ende seiner Laufbahn gegründeten Stalls Fujishima mit dem Futagoyama seines älteren Bruders, des ehemaligen Yokozuna Wakanohana. Dieser hatte sich nach Erreichen der Altersgrenze von 65 Jahren aus dem Sumo zurückziehen müssen. Für den Erwerb des sogenannten Kabu, des Namensrechtes am Namen Futagoyama, das mit einem der 105 regulären Genossenschaftsanteile an der Sumo-Gesellschaft verbunden ist, wurden die 4,2 Millionen für den Bruder fällig. Allerdings zahlte nicht Michiru Hanada diese Summe selbst, sondern sein Köenkai, sein Förderverein. Einer jener Clubs von Sponsoren und Fans, die für den japanischen Sumo-Sport typisch sind. Dadurch aber wurde das Geld zu einem zu versteuernden Einkommen. Auch seine beiden Söhne Takanohana und Wakanohana wurden

wegen Steuerhinterziehung von der Steuerbehörde ins Amt zitiert. Ihnen wird vorgeworfen, Geschenke ihrer Fördervereine, Preisgelder sowie Einnahmen aus den Fernsehrechten an ihren Eheschließungen nicht gemeldet zu haben. Die hinterzogenen Steuern sollen sich in ihrem Fall auf umgerechnet 490.000,- bzw. 67.000,- DM belaufen. Derartige Steuerhinterziehungen sind in der Sumo-Welt keine Seltenheit. Die engen, informellen Beziehungen der Ringer zu ihren Fan- oder Förderclubs, die komplexen Preisgeldmechanismen und die Vielzahl von Verdienstmöglichkeiten für populäre Ringer sowie der marktabhängige, selten publizierte Preis für die Namensanteile machten den Sport zum Ziel interessierter Steuerfahnder. Es ist daher kein Wunder, dass die Steuerbehörde aktiv wird, wenn das heimlich angesammelte Geld bei größeren Transaktionen einmal ans Tageslicht kommen muss wie z.B. beim Handel mit Namensanteilen oder der extrem kapitalintensiven Gründung eines neuen Stalls. So mussten sich zuletzt Chiyonofuji oder auch Masuiyama vor den Fahndern verantworten, da sie nicht in der Lage waren, die Herkunft ihres Gründungskapitals glaubwürdig zu erklären. (Günter Schmitz, „Toyota-Magazin/Japan-Bulletin“, Düsseldorf)

Kulturelle Distanz

Alles das, was Sie gerade bei der Lektüre dieses Textes empfunden haben, empfinden Menschen, wenn Christen zu ihnen über den Glauben reden. Und wenn wir angesichts eines solchen Textes irritiert, befremdet, belustigt oder verärgert reagieren, beweisen wir damit: Wir sind nicht anders als die Menschen, denen wir das Evangelium weitersagen wollen. Das ist das erste, was wir lernen müssen, wenn wir über Sprachfähigkeit im Glauben reden: **Wir sind wie die. Ich bin wie der.** Wir empfinden ganz normal, wenn wir bei dem eben zitierten Text denken: Das ist doch wohl nicht ernst zu nehmen! Oder: Das interessiert mich nicht im geringsten! – Was ist der Grund für dieses Desinteresse, dieses Befremden? Es ist zunächst die kulturelle Entfernung zwischen uns und der Welt des Sumo-Ringens in Japan. Was kulturell von uns zu weit weg liegt, das interessiert uns

nicht. Es macht uns nicht neugierig. Aber noch aus einem anderen Grund lässt uns dieser Text persönlich völlig unberührt: Wir können nicht das Geringste mit all den Namen und Fachbegriffen aus der Welt des Sumo-Ringens verbinden. Aber genau so ergeht es säkularen Zeitgenossen, wenn sie die uns Christen vertrauten biblischen Namen und Orte hören: Paulus, ehemals Saulus aus Tarsus, unterwegs mit Timotheus – oder war es Titus? – von Philippi nach Rom oder von Rom nach Korinth oder von Korinth nach Thessalonich ... Der säkulare Zeitgenosse kann damit genau so wenig anfangen wie wir mit den Namen und Begriffen aus der Welt des Sumo-Ringens. Es sind „böhmische Dörfer“ für uns – so wie die Welt der Bibel für einen Nichtchristen.

Ästhetische Vorbehalte

Und nun kommen wir zum nächsten Punkt. Was empfinden Sie bei dem Wort „Sumo-Ringer“? Mit größter Wahrscheinlichkeit werden Sie sich bei diesem Wort innerlich eher etwas schütteln und denken: „Oh, das muss nicht sein!“ D.h. Sie haben von Ihrem ästhetischen Empfinden her einen erheblichen Vorbehalt, um nicht zu sagen: Sie empfinden so etwas wie Ekel. Nun möchte ich Sie nicht schockieren. Ich möchte nur noch einen Schritt weitergehen im Verständnis für unsere nichtchristlichen Gesprächspartner. In der ARD-Talk-Show „Boulevard Bio“ ist die Schauspielerin Katja Riemann zu Gast. Während des Gespräches sagt Alfred Biolek zu Katja Riemann: „Was haben Sie für einen schönen Halsumhänger!“ „Ja“, antwortet die Schauspielerin, „da hing vorher noch dieser Gelfolterte dran, das war mir zu eklig“. – Sie hatte ein goldenes Kruzifix, das sie geerbt hatte, ummontiert. Das ist nicht Blasphemie oder Gotteshass, das ist ein ganz normales ästhetisches Empfinden. Wir Christen haben uns in 2000 Jahren Kirchengeschichte so daran gewöhnt, erhebende Gefühle beim Anblick dieses halbnackten, gefolterten, zu Tode erstickten Menschen zu haben, dass wir gar nicht mehr nachempfinden können, wie es Menschen geht, die dabei einen ästhetischen Vorbehalt fühlen. Für sie es zunächst einmal das ist, was es ist: Ein eher abstoßender, gewaltsamer Tod, eine brutale Hinrichtung.

Traditionsverdunstung

Natürlich könnte man bei dem angeführten Beispiel einwenden: Aber Sumo-Ringen ist doch ein nationaler Sport! Der in Japan landesweite Begeisterung auslöst! Das wäre eine **beteuerte Relevanz**. Aber: Uns Europäern bedeutet Sumo-Ringen nicht das Geringste. Und deshalb reagieren wir ganz normal. Achselzuckend. So wie andere, die mit einer nur beteuerten Relevanz des Kreuzes Christi genau so wenig anfangen können: „Aber das ist doch der Heiland. Der ist doch da für deine Sünden gestorben. Deswegen hängt der da.“ Dann entgegnet vermutlich die Gesprächspartner: „Also, für mich hätte er das nicht tun müssen. Ehrlich gesagt. Das wäre nicht nötig gewesen.“ Und diese Reaktion ist keineswegs böseartig, sondern zunächst einmal durchaus normal. Da nützt es überhaupt nichts, wenn wir Christen 2000 Jahre abendländische Kulturgeschichte in die Waagschale werfen wollen. Die Menschen heutzutage wissen es nicht mehr. Wir haben im 20. Jahrhundert vielleicht keinen dramatischen Traditionsabbruch erlebt, wohl aber eine schleichende, nachhaltige Traditionsverdunstung. Die Spielgäste einer Quizshow werden vom Quizmaster gefragt: „Wie hieß der Garten, in dem Jesus die letzte Nacht seines Lebens verbrachte?“ Und alle antworteten sie im Chor: „Das war der Garten Eden.“ Und als er an einen besonders Gebildeten die Frage stellt: „Wie heiß der Lobgesang der Maria, den diese anstimmte, als der Engel ihr die Geburt Jesu ankündigte?“ lautet die Antwort: „Magna Charta“. Wohl gemerkt: Das war die Antwort eines evangelisch getauften Akademikers im Deutschen Fernsehen. Das religiöse Grundwissen tendiert gegen null, und es hätte überhaupt keinen Sinn, angesichts dieser Entwicklung einfach nur die Relevanz der biblischen Botschaft zu betuern.

Das ist das erste, was wir lernen müssen, wenn wir über Sprachfähigkeit im Glauben reden: Wir sind wie die. Ich bin wie der.

Wir sind wie die

Erste Regel also: *Wir sind wie die*. Haben Sie keine Angst vor ihren nichtchristlichen Gesprächspartnern. Ob es die Gemüsefrau ist, der Tankwart, der Steuerberater, der Zahnarzt. Haben Sie keine Angst: Er oder sie reagiert wie Sie. Ich mag das Wort „missionarische Front“ nicht. Bei einer Front wird immer geschossen und einer siegt, der andere verliert. Ich mag auch nicht diese Gegenüberstellung, Konfrontation. Das bringt uns in der wechselseitigen Verständigung nicht näher. Denn kommunikatorisch reagieren wir Christen genau wie jeder Nichtglaubende auch. Das versuchte ich, Ihnen am Beispiel des Sumo-Ringens deutlich zu machen.

Es gibt offensichtlich ein paar Voraussetzungen für Interesse, die erfüllt sein müssen und die diese Geschichte nicht erfüllte.

Grundvoraussetzung: Kulturelle Nähe und Möglichkeit zur Identifikation

Die erste Voraussetzung für Interesse ist Nähe. Es muss irgendwo hier bei mir passieren. Oder zumindest muss ich einen kulturellen Bezug dazu haben. Nähe meint nicht nur regionale oder geographische Nähe, sondern eine kulturelle Nähe. In Brasilien wird toll Fußball gespielt. „Aha“, sage ich mir, „Fußball kicke ich hier bei uns im Dorfverein auch“. Schon habe ich eine gewisse Nähe zu der Sache. Und zugleich muss ein gewisses Betroffensein da sein, ein Mitbetroffensein. Es muss einen Identifikationspunkt geben. Das bedeutet: Jemand, von dem geredet wird, ist entweder Projektionsleinwand für ersehntes oder für befürchtetes Leben. Das ist völlig normal. So funktioniert z.B. der Starkult. Warum bewundern wir den Trapezkünstler im Circus unter der Kuppel? Warum blicken alle Kinder so gebannt auf ihn? Weil der so schaukeln kann wie kein Kind sonst schaukeln kann. Alle Kinder schaukeln gerne, aber wenn sie es zu intensiv tun, wird ihnen schlecht dabei. Aber die Trapezkünstler drehen sich unter der Zirkuskuppel, hängen mit einem Bein an der Stange und wirbeln durch die Luft. Deswegen sind Trapezkünstler Stars für Kinder,

weil sie die Grenze überschreiten, die dem Kind gesetzt sind. Wir bewundern Menschen, die eine Projektionsfläche bieten für unser nicht lebbares ersehntes Leben. Wir bewundern sie wegen ihres Könnens, das wir nicht können. Oder aber, wir interessieren uns für Menschen, die das leben, was wir nie erleben wollen. Denken Sie an die entführte Familie Wallert. Warum interessieren wir uns für sie? Weil sie eine Projektionsleinwand ist für den Supergau im Urlaub! Entführt und der Freiheit beraubt zu werden. Fünf Monate im Dschungel. Das interessiert uns, egal wie weit das weg ist. Es ist ein Identifikationspunkt.

Am Samstag, den 6. September 1997 haben sich 2,5 Milliarden Menschen auf 158 Fernsehstationen rund um den Globus die einschaltquotenstärkste Sendung seit Erfindung der Bildröhre angesehen. Es war ein anglikanischer Gottesdienst anlässlich der Beerdigung von Prinzessin Diana! Warum funktionierte das? Die Voraussetzung für Interesse ist ganz einfach: Wir suchen nach einer Projektionsleinwand für erwünschtes oder befürchtetes Leben. Und eben dies war Diana für Millionen von Menschen in einer kaum überbietbaren Weise: Das Vorstadtaschenputtel wird vom Prinz geküsst. Eine Geschichte wie aus einem Trivialroman. Sie heiratet Prinz Charles und merkt erst nach der Heirat: sie hat nicht einen Mann, sondern in eine riesige, betonharte Familiendynastie hineingeheiratet. Das geht vielen so. Anschließend setzt sie sich aber gegen diese übermächtige Familie durch. Bewunderung allenthalben. Dann stellt sie plötzlich fest: Sie wird von ihrem Mann betrogen und war eigentlich nur dazu da, Thronfolger zu gebären. Befürchtetes Leben. So möchte nämlich keiner hintergangen werden. Sie versucht, sich mit einem eigenen Geliebten zu rächen. Das gelingt aber nicht und über die ganze verfahrenere Situation wird sie psychosomatisch krank bis hin zur Bulimie. Sie magert ab. Projektionsleinwand für befürchtetes Leben. Daran zerbricht sie aber nicht, sondern reißt sich selber aus dem seelischen Morast heraus und erreicht eine lukrative Scheidung. Traum von Millionen Frauen. Und, oh Wunder, sie wird nicht als Geächtete oder Treulose, die ihre Familie verlassen hat, auf die

Müllhalde der Geschichte gekippt. Nein, jetzt erstrahlt ihr Stern erst richtig, als Wohltäterin an der Seite von Mutter Teresa und der Opfer von Landminen. Bei jedem öffentlichen Auftritt jubeln ihr die Menschen zu. Mehr geht eigentlich nicht. Wenn so viel Identifikation auf einen Punkt kommt, dann ist es ein verstehbarer kommunikatorischer Vorgang, dass die Sache explodiert auf 2,5 Milliarden Menschen, die 7 Stunden vor ihrem Fernseher sitzen und Tränen vergießen. Spätestens wenn die Kamera auf die Karte „Mami“ auf dem Sarg zoomt, kämpfen auch wir mit den Tränen. Denn wir, die Christen, sind wie die.

Engagement ermöglichen

Und eine weitere Voraussetzung, wenn wir das Interesse von Gesprächspartnern finden wollen: Es muss eine Möglichkeit zum Engagement erkennbar werden. Sie werden von einer Geschichte so angesprochen, dass Sie spontan reagieren: „Da muss man doch mal was machen!“ Das bedeutet nun nicht unbedingt, dass Sie jetzt aufstehen und wirklich etwas tun, sondern dass Sie wissen, was Sie tun könnten. Und wenn es nur die Reaktion der Empörung ist: „Unmöglich, was da geschieht!“ Es gibt eine Zeitung in Deutschland, die jeden Tag mit der Empörung arbeiten muss, um gekauft und gelesen zu werden: Die Bildzeitung. „Das ist ja unglaublich!“ Dieses Gefühl soll erzeugt werden. Das heißt zugleich: eine Möglichkeit zum Engagement. Ich habe das Gefühl, hier muss ich was tun. Ich tue natürlich nichts. Aber ich will das Gefühl haben, ich könnte etwas tun.

Wenn wir mit andern Menschen über unseren Glauben reden, dann lassen Sie uns diese Grundvoraussetzungen beachten: Wir wollen von Geschichten und Erfahrungen reden, die sich in einer kulturellen Nähe zu unsern Gesprächspartnern abspielen und die ihn betroffen machen. Bieten Sie ihm Identifikationspunkte an in dem Sinne: „Das möchte ich auch gerne erleben!“ oder „Das soll in meinem Leben nie passieren!“ Und zeigen Sie Möglichkeiten zum Engagement, d.h. lassen Sie deutlich werden, zu welchem konkreten Handeln der Glaube Menschen anstiftet.

Alltagskontakte

Über Glaubensfragen stehen wir meistens mit Menschen in Kontakt, mit denen wir auch sonst lebensmäßig in Verbindung stehen. Wenn sich jemand mit einem Plakat mit der Aufschrift „Jesus lebt!“ in eine Fußgängerzone stellt und es hoch hält, dann ist dies eigentlich das Gegenteil von Kommunikation. Gott kann dadurch Gutes tun. Ganz sicherlich. Er schreibt immer grade. Welche krummen Linien wir auch drunter malen. Aber ich persönlich empfinde diese Form eines öffentlichen Bekenntnisses als Gegenteil von Kommunikation. Egal, wer mir da was entgegenstreckte in der Fußgängerzone. Ich mag es nicht. Ich bin in Eile und außerdem unterhalte ich mich gerade mit jemandem. Warum sollte ich den Zeugen Jehovas mit seinem „Wachturm“ in der Hand jetzt ansprechen? Der verschanzt sich ja hinter seiner Zeitschrift. Der will ja gar nicht wirklich mit mir sprechen. Also: Die gute, wirkliche Kommunikation beginnt da, wo ich Kontakt mit Menschen in ihren Alltagsbezügen habe: Im Freundeskreis oder Verein, beim Volleyball-Training oder Kegelabend. Darf ich Sie einmal sehr direkt fragen: Zu wem haben Sie Kontakt in Ihrem nicht-christlichen Lebensumfeld? Wie entstehen da Gespräche? Vielleicht sagen Sie: „Durch Fragen der anderen“. Doch solche Fragen werden immer seltener gestellt. Früher galt der Satz: *Rede nur, wenn du gefragt wirst. Also lebe so, dass du gefragt wirst.* Das war in einer Zeit, als man zunächst einmal alles gerne hinterfragte. In dieser Zeit wurden auch wir Christen hinterfragt, warum wir anders denken, glauben und leben. Das gab dann oft den Anstoß zu heißen Diskussionen. Doch die erlebt man in der Postmoderne, in der wir leben, nicht mehr. Moderne, das hieß: Diskurs, Diskussion, These, Antithese, Konfrontation. Wir erinnern uns an die 68er Generation mit ihren leidenschaftlichen Diskussionen und Streitgesprächen. Postmoderne jedoch heißt: „Mach, was du willst, aber lass mich in Ruh“. Postmoderne bedeutet grenzenlose Toleranz. Das hat durchaus Vorteile. Es heißt aber auch: „Glaub, was du willst, aber behellige mich bitte nicht mit deinem Glauben. Und wenn du meinst, du müsstest missionieren, dann bitte nur ganz kurz. Ich

werde das alles gut finden, aber natürlich nicht befolgen.“ – Fast jeder Lebensstil ist möglich. Sie können leben wie Sie wollen, es wird Sie niemand mehr danach fragen. Es klingt übertrieben, aber es ist fast so: Früher trugen Christen die „Jesus lebt“-Sticker am Revers oder das abgebrochene Gewehr in Silber oder die kleinen Kinderfüßchen. Die einen waren für den Frieden und die anderen waren gegen Abtreibung. Es gab heftige Debatten. Heutzutage fragt Sie niemand mehr nach persönlichen Überzeugungen. Trotzdem gibt es natürlich auch heute Anknüpfungspunkte für ein Gespräch. Und selbstverständlich haben auch heute die Menschen Fragen, auf die sie eine Antwort suchen. Einfache, überzeugende Antworten. Nur trauen sich die meisten Menschen nicht mehr, solche Fragen zu stellen.

Präzise Antworten auf präzise Fragen

Die Deutsche Bahn AG gibt eine Zeitung heraus, die in jedem Zugabteil aushängt. Da ich viel Zug fahre, lese ich sie regelmäßig. In der Leserbrief-Rubrik dieser Zeitung fand ich folgende Anfrage: *Mir ist bei häufigen Fahrten im ICE aufgefallen, dass es zwar einen Wagen 12 und einen Wagen 14, aber keinen Wagen 13 gibt. Ist die Bahn abergläubisch?*

So weit der kurze Leserbrief. Er enthält eine kurze präzise Frage. Eine, die aus der eigenen Lebensbeobachtung entstanden ist. Und nun lesen Sie bitte, was der zuständige Redakteur dieser Bahnzeitung darauf antwortet:

In der Regel ist der Zug mit 14 Wagen konzipiert. Häufig werden aber nur Züge mit 12 Wagen eingesetzt. Dabei wird meistens in der 2. Klasse der Wagen 7 oder 8 ausgespart. Für die 1. Klasse sind die Wagen 11, 12, 13 und 14 vorgesehen. Davon können die Wagen 11, 12 und 14 nicht ausgespart werden, weil 11 und 12 Nichtraucherwagen sind. Und im Wagen 14 Sondereinrichtungen, wie Telefon und Video eingebaut sind. Aber es gibt den Wagen 13.

Stellen Sie sich vor, Sie hätten dieser Leserbrief geschrieben. Was empfinden Sie bei dieser Antwort? Genau!

Sie fühlten sich nicht ernst genommen. Die Frage lautete: *Ist die Bahn abergläubisch?* Und darauf erfolgt eine wortreiche Antwort, die einen großen Bogen um eine präzise gestellte Frage schlägt. Menschen haben, auch wenn sie sich manchmal nicht äußern, sehr einfache Fragen: *Gibt es Gott? Was wird nach dem Tode sein? Warum werden behinderte Kinder geboren? Warum ist Jesus gestorben?* – Und jetzt achten Sie auf die Antwort. Was tut dieser Redakteur? Er schüttet den Frager mit Details zu, die der gar nicht gefragt hat und die ihn vermutlich nicht im geringsten interessieren. Genau dies ist m.E. ein großer Fehler von Christen in der missionarischen Begegnung mit Nichtchristen.

Stellen Sie sich vor, jemand fragt Sie: *„Warum ist Jesus gestorben?“* Und Sie antworten: „Ja, die Sache mit dem Tod Jesu. Das muss man so sehen: Als die Juden noch in Ägypten versklavt waren, da gab es das Passahfest. Und zwar deswegen, weil der Engel gesagt hatte, sie sollen ein Lamm schlachten

Zu wem haben Sie Kontakt in Ihrem nicht-christlichen Lebensumfeld? Wie entstehen da Gespräche?

und die Türpfosten mit dem Blut dieses Lammes streichen und an diesem Haus wird dann der Todesengel vorbeigehen und seine Bewohner verschonen. Von daher gibt es das Wort Opferlamm und“ ... So schütten Sie den Fragesteller mit Detailinformationen zu und gehen dabei völlig an dem vorbei, was ihn interessiert. Er fühlt sich nicht ernst genommen. Und was viel Schlimmer ist: Sie machen ihren Gesprächspartner nicht schlauer, sondern verkaufen ihn für dumm und machen ihn auch dumm. Denn nach dieser Antwort wird er sich denken: So kompliziert ist das also mit dem Tod Jesu?! Das wusste ich natürlich gar nicht. Entschuldigung. Ich werde auch nie wieder fragen. – Denn im Grunde genommen spiegelt doch Ihre Antwort die Haltung wider: Du kleiner Laie hast ja keine Ahnung! Laufen nicht viele Gottesdienste nach diesem Muster ab? Der Pastor sagt etwas, und die Fremden, die Gäste, haben keinen Schimmer. Sie gucken

blitzschnell zur Seite und machen alles nach, was die andern auch machen. Auch wenn sie es nicht verstehen. Nur nichts anmerken lassen.

Kommen wir noch einmal kurz zurück zu der Antwort auf den Leserbrief in der Bahn-Zeitung. Diese Antwort geht nicht nur völlig an dem Interesse des Fragestellers vorbei. Sie weckt zugleich Zweifel. Wenn es den Wagen 13 wirklich gibt, warum ist er dann nirgendwo im Einsatz? Jedenfalls ist mir bei den ICE-Zügen, mit denen ich gefahren bin, nie ein Wagen 13 begegnet. Also kann das mit der Antwort im Leserbrief gar nicht stimmen! Warum gibt die Bahn keine ehrliche Antwort? Warum antwortet der Redakteur nicht einfach: Mit Rücksicht auf den Aberglauben vieler unserer Fahrgäste haben wir als Deutsche Bahn-AG darauf verzichtet, in unseren ICE-Zügen Wagen mit der Nummer 13 einzusetzen. – So einfach und ehrlich wäre die Antwort gewesen.

An der eigenen Sprachfähigkeit arbeiten

Wir wollen uns mit unserer eigenen Sprache beschäftigen, an unserer Sprachfähigkeit arbeiten. Einfach von Gott reden heißt ja nicht simpel, banal oder oberflächlich von ihm reden. Oder unvorbereitet oder überrumpelnd, wie ein Staubsaugervertreter. Vielmehr *einfach* im Sinne von *einfältig*, und zwar im positiven Sinne *einfältig*. Das ist ein altes deutsches Wort; es bedeutet: ganzheitlich, ungeteilt. *Gib mir ein einfältiges Herz*, betet David in Psalm 51. *Gib mir ein ganzheitliches, ungeteiltes Herz*. Ich möchte nicht mit zwei Zungen sprechen, sondern mit meiner ganzen Person hinter dem stehen, was ich sage. Ich bin das, was ich rede. Ich stehe dahinter.

Einfach von Gott reden heißt zugleich *eindeutig* von Gott reden. Im Sinne von unverschämt, also nicht schamhaft, sondern unbekümmert von dem reden, der mein Leben hält und trägt. Es bereitet mir keinen Kummer, davon zu erzählen, was mich erfreut und was mir auch in schweren Zeiten Halt und Trost gibt.

Wenn Sie in unserer heutigen Gesellschaft von Gott reden, dann sagen alle: „Na klar, Gott!“ Die Menschen haben

ihre festgefügtten Vorstellungen von Gott. Das reicht von dem bekannten Strafrichter bis zum Feuerwehrmann vom Himmel oder natürlich bis zum Geschenke-Opa zu Weihnachten. Viele haben auch die Vorstellung: Gott schläft; er kriegt nicht mehr so ganz mit, was hier auf der Welt läuft. Oder Gott wird als Rettungsanker angesehen: Man wendet sich erst dann an ihn, wenn es unbedingt nötig ist und nichts anderes mehr Hilfe verspricht. Gegen diese Vorstellungen anzuschimpfen, hat keinen Zweck. Gegen Phantome im Kopf kommen wir nicht an. Und es hat auch keinen Zweck, den Leuten Klischees im Kopf ausreden zu wollen. Je mehr wir das versuchen, umso heftiger denken sie daran.

74 % der Deutschen bekunden gegenüber dem Allensbacher Institut für Meinungsforschung, dass sie an Gott glauben. Das ist ein tolles Ergebnis. Nur wenn man genau nachfragt: „Wer ist denn Gott für Sie persönlich?“ Dann erhält man die unterschiedlichsten Antworten: Gott ist kosmische Energie; er ist eine persönliche, das All durchdringende Kraft; ein höheres Prinzip; die Kraft des positiven Denkens etc. Wenn wir diesen Menschen mit einer unpersönlichen Gottesvorstellung begegnen, dann treffen sie vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben auf einen Menschen mit einer personalen Gottesbeziehung. Stellen Sie sich das bitte einmal vor. Das wäre wunderbar. Aus Magnetstrahlen und kosmischen Kräften und sonstigen Sternen und Quarzsteinen und Amuletten als Glücksbringern wird plötzlich ein Gesicht, und das heißt Roswitha Meier und Karl-Heinz Müller. Man kann uns ansprechen, und wir haben eine Lebensgeschichte, in der Gott zu entdecken ist. Wir sind dann im Grunde genommen eine Art Inkarnation für die Leute, d.h. in unserem Leben ist etwas von der Wirklichkeit bzw. dem Wesen Gottes ablesbar. In unserem Leben hat sich Gott offenbart. Anschaulich und konkret. Menschen müssen Gott nicht nebulös in sich herbeifühlen und sich in eine sentimentale Weihnachtsstimmung versetzen, um sich nahe bei Gott zu erleben. Nein, es ist viel einfacher und nüchterner. Durch uns begegnet andern Menschen eventuell zum ersten Mal, das Gott konkret ist und dass er zu ihnen spricht. Ja, wie

denn? Sehen Sie: Jetzt kommt unser Erlebnis. Jetzt müssen wir etwas erzählen! Und da fehlen uns plötzlich die Worte. Und jetzt fangen wir an zu stammeln und sagen: „Äh, ja, wie soll ich das mal ausdrücken?“ Glücklicherweise fallen uns dann andere Worte ein, wenn wir mit unseren eigenen Worten nicht mehr weiterkommen. Es sind Worte bzw. Formulierungen, die uns aus der Bibel-Lektüre vertraut sind. Aus der guten alten Luther-Bibel. Zum Beispiel der 23. Psalm. Andere

Einfach von Gott reden heißt zugleich eindeutig von Gott reden. Im Sinne von unverschämt, also nicht schamhaft, sondern unbekümmert ...

Bibelübersetzungen wie z.B. „Die Gute Nachricht“ oder „Hoffnung für alle“ mögen für Jugendfreizeiten und Jugendgottesdienste hilfreich sein. Aber wenn es hart auf hart kommt, am Krankenbett etwa, lesen die Leute in der Regel die Luther-Bibel. Nach wie vor. Oder die Losungen der Herrnhuter Brüdergemeine als morgendliches Wort für den Tag. Oder die Kurzan-dacht im Neukirchener Kalender. Das sind Texte in der *Sprache Kanaans*. Als ein Christenfachchinesisch. Diese Sprache hat eine über 250jährige Tradition, die wir nicht mehr hinterfragen. Die für uns Christen selbstverständlich ist, aber von Nichtchristen oft nicht verstanden wird. Dazu ein kleines Beispiel: Ich hatte einen Kommilitonen, der kein Christ war, zum Gottesdienst eingeladen. Der Pastor lädt mit den uns vertrauten Worten „*Wir wollen stille werden*“ zum Gebet ein. Daraufhin sagt der Student neben mir: „Wieso, ist es denn zu laut?“

Übersetzungsarbeit leisten

Es gibt eine christliche Insidersprache. Die ist gar nicht schlecht. Nur wird sie heute nicht mehr verstanden. Wir müssen darum die alten Wahrheiten in den Formulierungen der Sprache Kanaans neu sagen lernen. Jede Gemeinde, die missionarisch wirksam sein möchte, muss sich die Frage stellen: Wie übersetzen wir die uns vertrauten innerkirchlichen Fachtermini so, dass unse-

re Verkündigung für den säkularisierten und nicht mehr religiös+sozialisierten Zeitgenossen verständlich wird? Wenn wir uns darum bemühen, wird uns auffallen, dass wir dazu meistens mehr Worte brauchen und unsere Übersetzungen häufig länger werden. Denn diese alten Begriffe wie Himmel oder Heil, Sünde oder Sühne sind wie Container. Sie sind pickepackevoll mit Theologie. So kompakt kriegen wir das in der Übersetzung dieser Begriffe in die Sprache von heute nicht hin. Es besteht durchaus die Gefahr, dass beim Übersetzungsvorgang auch einiges von der Ladung über Bord geht, d.h. der theologische Aussagegehalt geschmälert wird. Eine Aussage wie „Ich habe mich bekehrt“, heißt ja nicht einfach: Ich interessiere mich jetzt auch ein bisschen für Religiöses, sondern es ist damit ja eine grundlegende Umkehr im Kopf und im Herzen mit weitreichenden Konsequenzen für das ganze Leben gemeint. In dem Wort „Bekehrung“ steckt also eine Menge drin. Wir ehren das Kanonisch als eine überaus kompakte, bedeutungsschwere Fachsprache. Leider wird sie nicht mehr verstanden. Wenn wir sie übersetzen, müssen wir darum viel mehr Worte machen. Das muss uns nicht bekümmern. Wichtig ist nur, dass der andere das Richtige versteht.

Als nehmen wir zum Beispiel das Wort *Sühneopfer*. Der Normalbürger hört bei Opfer zunächst Unfallopfer, Todesopfer, Erdbebenopfer, Kriegsopfer. Also, da ist jemand tragischer- oder bedauerlicherweise zu Tode gekommen. Wenn wir sagen *Jesus gab sich als Opfer*, dann reagieren säkulare Zeitgenossen möglicherweise so: „Das ist schade. Wie konnte das denn passieren?“ Das wäre nun ein völliges Missverständnis des Todes Jesu. Die zweite Möglichkeit, das Wort *Opfer* zu verstehen, ist: *Jemand opfert sich auf*. Ein emotionales Wort, das nicht nur Inhalte, sondern auch Gefühle transportiert. Wenn Sie in einer Todesanzeige lesen: „Herr XY ist im Alter von 58 Jahren plötzlich von uns gegangen. Er hat sein ganzes Leben für die Firma geopfert.“ – Was denken wir über diesen Mann? Selber schuld. Unser Mitleid hält sich also in Grenzen. Und wenn wir ehrlich sind, sagen wir: „Schön blöd. So ein Workaholic beeindruckt mich nicht“.

Was geht in uns vor, wenn wir hören: Diese Frau hat sich ganz für ihre Kinder aufgeopfert? Wir denken vermutlich: Auch schön blöd. Was macht sie, wenn die Kinder aus dem Haus gehen? Wenn ihr Leben nur darin bestand, für ihre Kinder da zu sein? Wir merken, diese Art von Opfer bzw. dieses Verständnis von Opfer ist in unserer Kultur negativ besetzt. Allerdings auch noch nicht sehr lange. Denn noch vor ein, zwei Generationen war eine Aussage wie „Er opfert sich für das Vaterland“ positiv besetzt. Bei uns ist das heute eindeutig anders. Wir können es so nicht mehr sagen, und d.h. zugleich: Die Aussage *Jesus hat sich für uns geopfert* beeindruckt heute nur noch wenige. Einfach vom Sprachempfinden her. Und das bedeutet: Nur um den Begriff *Opfertod Jesu* zu erläutern, müssen wir viele Worte machen bzw. es mit andern Bildern und Erfahrungen veranschaulichen. Aber wenn jemand an uns als Person interessiert ist und wir erklären ihm dann: „Also, aufgeopfert heißt: eigentlich wäre ich dran gewesen. Das ist ein stellvertretendes Sterben. Das ist so, als wenn jemand zum Tode verurteilt in der Zelle sitzt und sein Zwillingbruder schleicht sich nachts heimlich in seine Todeszelle und sagt: Hau ab, ich mach' für dich.“ Dann kann diese Veranschaulichung des Opfers Jesu noch einmal neu gehört und verstanden werden.

Sie haben vermutlich längst gemerkt: Wir können gar nicht über Sprache reden, ohne sofort über unseren eigenen Glauben zu reden. Was wir selbst eigentlich glauben. Darum mache ich Ihnen Mut, sich auch im innergemeindlichen Gespräch immer wieder Rechenschaft über den eigenen Glauben zu geben und sich gegenseitig zu befragen: „Was meinst du damit?“ Oder: „Wie meinst du denn das?“ So miteinander über unsere Sprache reden, führt zu einer Selbstvergewisserung im Glauben. Und damit wäre schon viel erreicht.

Menschen gewinnen wollen

Ich möchte noch einmal an meine Feststellung vom Beginn erinnern: *Wir sind wie die*. In dem Moment, wo wir mit Nichtgläubenden über das Christ-

sein reden, findet auch ein Stück Selbstvergewisserung des Glaubens oder des Unglaubens an anderen statt. Dabei lassen Sie uns immer den Grundsatz bedenken: Wir wollen keine Diskussionen gewinnen, sondern Menschen. Und wenn Sie 0 : 3 nach Punkten in der Argumentation unterlegen sind, weil auch Sie nicht erklären können, warum Gott das Leid und Elend so vieler Menschen in der Welt zulässt, dann macht das nichts, wenn Sie dabei den Menschen gewinnen. Allerdings kann es bei dieser Selbstvergewisserung unserer eigenen Überzeugungen und Erfahrungen passieren, dass auch eine Distanzierung eintritt. In dem Moment, wo ich mich zu etwas bekenne oder wo ich deutlich mache, woran ich glaube, findet natürlich auch eine Unterscheidung von meinem Gesprächspartner statt. Und wenn es nur eine atmosphärische Distanz ist. Wir sollten nicht damit rechnen, dass uns alle um den Hals fallen, wenn wir offen von unserem Glauben reden. Aber ich glaube, Nähe **und** Distanz gehören dazu, wenn wir *einfach* im Sinne von ehrlich, aufrichtig und eindeutig vom Glauben reden.

Andreas Malessa

Der Artikel ist die Abschrift eines Referats und Workshops zum Thema.



Übungsfelder

Wie sag ich's nur?

Eine Themenstunde für 16–18-Jährige

Vorüberlegungen

Zielgruppe

Jugendliche von 16 bis 18 Jahren.

Es kommen vorrangig Gymnasiasten aus dem sozialen Mittelstand. Es ist eine geschlossene Gruppe, die wöchentlich im eigenen Jugendraum stattfindet. Es treffen sich einerseits junge Christen, andererseits Teenager, denen Jesus zwar kein Fremdwort ist, die aber noch keine persönliche Beziehung zu Jesus Christus haben. Unter ihnen findet man auch potenzielle Mitarbeiter für Kindergruppen in der Gemeinde bzw. CVJM.

Umfeld und Beziehungen prägen die Jugendlichen und genauso können diese ihr Umfeld und ihre Beziehungen prägen (Schule, Familie, Freundschaften). Als junger Christ ist es aber nicht immer einfach, seine Meinung zu äußern und diese gegenüber der breiten Masse, die von Jesus Christus nichts wissen will, zu vertreten. Oft genug fehlen der Mut und die richtigen Worte, vom eigenen Glauben zu erzählen. So schweigen viele junge Christen lieber über ihre Beziehung zu Gott. Sie haben die Erfahrung gemacht, als Außenseiter zu gelten, wenn sie Jesus nur erwähnen.

Mit diesem Stundenentwurf soll diese Problematik aufgefangen werden und die Jugendlichen zum freien Reden über ihren Glauben ermutigt werden.

Inhalt

Thema der Gruppenstunde ist „Sag's doch einfach!“ Drei Aspekte sollen angesprochen werden:

- ◆ vom Evangelium (neu) begeistert zu werden.
- ◆ den Mut haben, von Jesus und dem eigenen Glauben zu erzählen.
- ◆ Worte und Formen finden, dies zu vermitteln.

Methoden und Medien

Die Jugendlichen sollen sich mit dem Thema auseinandersetzen, welches visuell und auditiv erlebbar gemacht wird. Wichtig für das Alter der Zielgruppe ist dabei, dass die Jugendlichen animiert werden, sich selbst Gedanken zu machen. Dafür muss ihnen ein Raum zur Verfügung gestellt werden, um diese auch kritisch äußern zu können. Durch Theater, Gruppengespräch, biblische Perspektive und Kreativität wird der Rahmen gegeben, das Thema ganzheitlich und vielseitig zu entdecken.

Geplanter Ablauf

Anspiel

Der Abend beginnt mit einem Anspiel aus drei Szenen:

Szene: Ein Erwachsener trifft auf einen Jugendlichen von der Straße. Der Erwachsene spricht ihn an: „Ey, soll ich dir mal was Geiles verklickern? Weißt du eigentlich, dass du einen Big Daddy im Himmel hast, der dich voll lieb hat?“ Der Jugendliche versteht natürlich gar nichts und geht völlig verwundert weiter.

Szene: Eine Jugendliche kommt vom Hauskreis, hat eine Gitarre über der Schulter. Sie denkt noch über den Bibeltext nach, der besprochen wurde, als sie plötzlich ihren Traumboy auf sich zukommen sieht. Der Traumboy spricht unsere Jugendliche an und fragt, wo sie mit der Gitarre über dem Arm herkommt. Sie traut sich nicht zu sagen, wo sie herkommt und sagt im Vorbeigehen: „Von Freunden.“ Hinterher ist sie traurig über den fehlenden Mut.

Szene: Ein Christ trifft auf einen Freund. Der Christ spricht den anderen an: „Shalom Bruder. In der Stille habe ich heute vom Herrn ein Wort erhalten, das ich für meine Geschwister im MAK auslegen soll.“ Antwortet der

Freund: „Du bist doch ein Einzelkind. Welche Geschwister denn?“

Durch diese Szenen sollen folgende Kontraste herausgestellt werden:

- ◆ 1. Nicht krampfhaft versuchen cool zu sein, sondern beim Reden authentisch bleiben.
- ◆ 2. Den nötigen Mut finden, um anderen (auch Nichtchristen) gegenüber den Glauben zu vertreten.
- ◆ 3. Auf das Gegenüber achten, z.B. versteht nicht jeder den christlichen Jargon.

Die Reihenfolge der Szenen, sowie die einzelnen Dialoge sind variabel und ergänzungsfähig.

Es werden maximal drei Leute gebraucht:

Material: eine Gitarre.

Dauer: Fünf bis sechs Minuten.

Gruppengespräch

Nach dem Anspiel bietet es sich an, mit den Jugendlichen über ihre Gedanken und Eindrücke bezüglich des Anspiels zu diskutieren. Je nach Größe der gesamten Gruppe treffen sich je fünf bis sechs Jugendliche in einer kleinen Gruppe. Die Gruppen können gebildet werden, indem noch vor der Gruppenstunde verschiedene Schokoriegel unter die einzelnen Stühle geklebt werden. Daraus ergeben sich dann z.B. die Gruppe Twix, die Gruppe Mars und so weiter. In diesen Kleingruppen soll Raum zum Gespräch über das Gesehene und Gehörte sein. Die aufgeteilten Mitarbeiter (je einer pro Gruppe) können folgende Fragen stellen:

- ◆ 1. Hast du schon einmal eine Situation erlebt, wo dir Christen mit ganz unverständlichen Wörtern von ihrem Glauben erzählt haben?
- ◆ 2. Was hältst du von Leuten, die in einem jugendlichen Slang versuchen fromm zu reden, um von Jugendlichen verstanden zu werden?
- ◆ 3. Was sagst du, wenn dich dein „nichtchristlicher“ Freund fragt, was du am Donnerstag (wenn Jugendstunde ist) vorhast?
- ◆ 4. Stehst du dazu, wenn dich jemand auf deinen Glauben anspricht? So besteht die Chance, sich über Erfahrungen und Probleme dieses Themas auszutauschen. Danach trifft man

sich wieder in der großen Gruppe. Dort gibt einer aus jeder Gruppe eine knappe Zusammenfassung.

Material: Zettel mit Fragen und Stift für jede Gruppe, Schokoriegel.
Dauer: 20 bis 30 Minuten.

Verkündigungsansatz

Anschließend hält ein Mitarbeiter eine kurze Andacht und versucht dabei, das Anspiel und die Fragen der Gruppen aufzugreifen. Ein dafür geeigneter Bibeltext wäre Johannes 1,43–51: „Jesus beruft Philippus und überzeugt Nathanael.“ Philippus trifft auf Jesus und ist von ihm begeistert. Obwohl er nicht weiß, wie die Reaktion ist, erzählt er es kurz danach seinem Freund Nathanael. Mit viel Mut, überschwänglicher Freude und ganz einfachen Worten kann er bei seinem Freund Interesse für Jesus wecken. Denn nicht wir haben die Aufgabe jemanden zu bekehren, sondern Jesus. Er wirkt das Eigentliche (= den Glauben). Wir brauchen „nur“ von Jesus zu erzählen. Dabei müssen wir uns nicht verstellen und uns nicht bemühen, besonders fromm oder cool zu sein. Hauptsache, „es“ kommt von Herzen und wir werden aktiv, damit auch andere sich für Jesus begeistern lassen können.

Dauer: Sieben bis zehn Minuten.

Kreative Umsetzung

Eine Möglichkeit der praktischen Umsetzung des Themas ergibt sich, wenn in der Jugendgruppe Leute sind, die Spaß an kreativen und ausgefallenen Ideen haben und schon eine persönliche Beziehung zu Gott haben. Vielleicht arbeiten einige der Jugendlichen bereits selbst ehrenamtlich mit. Für sie wäre es sicherlich eine Herausforderung, einen eigenen kleinen Verkündigungsansatz zu kreieren. Dieses können sie in zwei (oder mehr) Gruppen in Form eines Gemäldes oder eines pantomimischen/tänzerischen Stückes zu Joh 1,43–51 gestalten. Nach etwa einer halben Stunde erfolgt der Treff in der großen Runde, um die Ergebnisse zu präsentieren. Das Thema wird auf diese Weise vertieft und auf eine weiterführende Art gestaltet. Man bleibt mit der Gruppe nicht nur auf der

zwischenmenschlichen Ebene stehen (Wie sag ich's meinen Freunden?), sondern fordert die Jugendlichen heraus, selbst kreative Andachten und Inputs zu gestalten, um von Jesus weiterzuerzählen.

Material: Farben, Zeitungsendrolle oder anderes Papier, Musik, Recorder.
Dauer: etwa 35 Minuten.

Erscheint diese Möglichkeit für die Gruppenkonstellation ungeeignet, könnte man ein selbstgebautes „Tabu-Spiel“ zur Vertiefung in großer Runde spielen. Auf den Karten, die vorher von den Mitarbeitern gebastelt sein sollten, steht ein Hauptwort aus dem christlichen Milieu, welches erraten werden soll. Unter diesem Wort stehen verschiedene Begriffe, die bei der Umschreibung nicht genannt werden dürfen. Die Gruppe wird geteilt und das Raten und Umschreiben kann beginnen. Eine(r) aus einem Team beschreibt das Hauptwort, welches die eigene Gruppe erraten soll. Ein Gegner schaut ihr/ihm dabei in die Karten, damit der Sprecher die „Tabuwörter“ nicht bei der Umschreibung benutzt.

Beispiel: Als Hauptwort muss *Himmel* geraten werden. Begriffe, die zur Erklärung bzw. Übersetzung nicht benutzt werden dürfen, sind *Paradies, Reich Gottes, Ewigkeit, Gottes unsichtbare Welt*.

Material: Karten mit verschiedenen Begriffen, eine Sanduhr, um die Ratezeit zu stoppen.
Dauer: etwa 35 Minuten.

Liedvorschläge: Fear not / Go tell it on the mountain / Ich will von deiner Liebe singen / I've found Jesus / Wir singen Herr von deinen großen Taten.

Nina Cyrol / Christin Goldhammer / Ina Kaul
aus: *Mitarbeiterhilfe 1/2001*
herausgegeben vom
CVJM-Gesamtverband, Kassel

Nicht jeder Schlüssel passt in jedes Schloss

Zum Verhältnis von
Lebensthemen und
Glaubenthemen

Input

Jeder kennt die Alltagserfahrung: Da steht man vor der verschlossenen Haustür und hat seinen Hausschlüssel nicht dabei. Der Autoschlüssel hilft nicht weiter. Denn nicht jeder Schlüssel passt in jedes Schloss. Das gilt auch und besonders für Gespräche über Glaubensfragen. Im Folgenden soll es um die Beziehung von *Lebensthemen und Schlüsselthemen des Glaubens* gehen.

Jeder Mensch hat spezifische *Lebensthemen*. Sie können im Lauf eines Lebens wechseln und sind abhängig vom Lebensalter und den besonderen Lebensumständen. Eine gedemütigte Frau hat ein anderes Lebensthema als ein verliebtes Mädchen. Einen erfolgreichen Unternehmer beschäftigen nicht dieselben Lebensfragen wie

einen arbeitslos gewordenen Mittvierziger. Das Lebensthema eines Herzinfarkt-Patienten unterscheidet sich vom Lebensthema eines Ehepaars nach der ersehnten Geburt des ersten Kindes. Zwar gibt es Grundfragen, die das Leben aller Menschen gemeinsam betreffen (wie z.B. die Frage nach dem Sinn, der Bewältigung von Schuld und Leid und die Frage nach dem Tod). Aber ob, wann und in welcher Gestalt sich diese Fragen zu Wort melden, hängt vom jeweiligen *Lebenskontext* des einzelnen ab.

Dieser Lebenskontext ist wie ein *Schloss*, zu dem nicht jeder Schlüssel passt. In der Regel verschließt sich ein Mensch für Glaubenthemen, die seine zentralen Lebensthemen nicht betreffen. Darum sollte man in Glaubensgesprächen nicht Fragen beantworten, die das Gegenüber gar nicht stellt. Umgekehrt gilt: Vielen Lebensthemen korrespondieren *Schlüsselthemen des Glaubens*. Spricht man sie an, dann kann es sein, dass der Gesprächspartner sich dafür öffnet, weil sie seinem Lebensthema, dem Kontext seines Lebens, entsprechen. Für das Gelingen eines Gesprächs über Glaubensfragen ist es deshalb wichtig, das aktuelle Lebensthema des anderen zu erspüren und vom Glauben her nach einer thematischen Anknüpfung zu suchen. Schloss und Schlüssel, Lebenskontext und Glaubenthema müssen zueinander passen.



Diese Einsicht bestimmt auch die *Gespräche Jesu mit Menschen* im Neuen Testament: Das Lebensthema der samaritanischen *Frau am Jakobsbrunnen* (vgl. Joh. 4,1ff) ist ihr unersättlicher Durst nach Leben, den sie in vielen Affären mit Männern zu stillen versucht. Auf diesen Lebensdurst spricht Jesus die Frau seelsorgerlich und liebevoll an und öffnet sie dadurch für sein Angebot des „lebendigen Wassers“. Das Lebensthema des *reichen jungen Mannes* (vgl. Mk. 10,17ff) ist das Prinzip „Haben und Festhalten“, mit dem er seine Identität sichern will. Jesus zeigt ihm, dass seine Sehnsucht nach erfülltem Leben nur gestillt wird, wenn er das „Loslassen und Teilen“ lernt. Als *Maria und Martha* den zu frühen Tod ihres Bruders Lazarus betrauern, sind sie ansprechbar auf Jesu Botschaft: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“ (vgl. Joh. 11,20ff). Das Lebensthema der *Kinder* in Markus 10,13ff ist die Sehnsucht nach Zuwendung und die Angst vor Zurückweisung durch die Erwachsenen. Jesus geht darauf ein, „herzt“ sie, legt die Hände auf sie und segnet sie. Die *Ehebrecherin* in Johannes 8,1ff steht vor der bedrängenden Frage, wer über ihr Leben oder ihren Tod zu entscheiden hat. Jesus richtet sie nicht hin – er richtet sie auf. Während die Pharisäer mit ihren Steinen in der Hand der Frau den Weg zum Himmel endgültig verbauen wollen, räumt Jesus Steine aus dem Weg, indem er ihr den Himmel schenkt und ihr ein neues Leben eröffnet. Das Lebensthema des *Thomas* (vgl. Joh. 20,24ff) ist seine tiefsitzende Skepsis gegenüber allem, wogegen sich sein Verstand sperrt. Jesus lässt sich darauf ein, überwindet die Skepsis durch Verweis auf seine Wundmale und öffnet Thomas so neu für den Glauben. In der Geschichte von den *Emmaus-Jüngern* (vgl. Lk. 24,13ff) wird gezeigt, wie Jesus einfühlsam den Weg der Trauer und Ratlosigkeit mitgeht, durch Rückfragen das Lebensthema der Jünger aufspürt und so ihr Herz neu in Brand setzt (V. 32). Derselbe Jesus, dasselbe Evangelium Gottes, zeigt sich dem verachteten *Zachäus* anders als dem Pharisäer *Nikodemus*, der Jesus in ein theologisches Nachtgespräch verwickelt, begegnet dem *Pilatus* auf seine Wahrheitsfrage nicht in derselben Weise wie dem *Petrus* am See Tiberias nach dessen Verleugnungserfahrung.

Diese Beispiele zeigen: *Es gibt kein kontextloses Evangelium*, das man in ein paar abstrakten „geistlichen Gesetzen“ oder theologischen Richtigkeiten situationsunabhängig weitersagen kann. Der Kontext eines Glaubensgesprächs – das jeweilige Lebensthema des Gesprächspartners – entscheidet immer mit über den Inhalt dessen, was in der jeweiligen Situation Zuspruch und Anspruch Gottes für einen Menschen bedeuten.

Übung im Plenum

Auf einer Folie werden die folgenden *Zuordnungen von Lebens- und Glaubenthemen* gezeigt. Dabei ist die *rechte Spalte der Übersicht zunächst abgedeckt*. Die Gruppe denkt sich in die angezeigten Lebensthemen hinein und überlegt gemeinsam, zu welchen Themen oder Fragen des Glaubens das jeweilige Lebensthema eine innere Beziehung hat. Als *Überprüfung* des Gesprächsergebnisses wird anschließend die *rechte Spalte der Übersicht* aufgedeckt.

Beispiele für die Verbindung von Lebensthemen und Glaubenthemen

LEBENSTHEMA

- 1 Tiefe Enttäuschung durch einen anderen Menschen
- 2 Freude über die Geburt eines gesunden Kindes
- 3 Minderwertigkeitskomplexe wegen des eigenen Aussehens
- 4 Unerwartet glücklicher Ausgang eines schweren Unfalls
- 5 Identitätsprobleme nach krankheitsbedingter Frühpensionierung

GLAUBENSTHEMA

- 1 Was bewirken innere Verletzungen? Wie heilen sie? Welche Hilfen bietet der Glaube dazu an?
- 2 Wem verdanken wir unser Leben? Kinder als Segen Gottes Verantwortung für das neue Leben Taufe und Erziehung zum Glauben

- 3 Wer entscheidet über den Wert meines Lebens? Glaube als Hilfe zur Selbstbejahung
- 4 Zufall oder Bewahrung? Noch einmal geschenktes Leben: Chance und Herausforderung
- 5 Was gibt meinem Leben Sinn, wenn ich nichts mehr leisten kann? Zu welchem Sinnempfang befreit der Glaube?

Arbeit in Kleingruppen

Es werden *arbeitsfähige Kleingruppen* gebildet (ca. 5 Personen pro Gruppe). Jede Gruppe erhält eine *Overhead-Folie* (und Folienschreiber) sowie *Arbeitsaufträge für das Gruppengespräch*. Auf der Folie werden in Stichworten die wichtigsten *Ergebnisse festgehalten* und anschließend über *Overhead-Projektion im Plenum ausgewertet*. Dabei ist es eventuell erforderlich, an der *Umsetzung des vierten Arbeitsauftrags* unter Beteiligung der Workshop-Leitung im Plenum noch gemeinsam weiterzuarbeiten.

Arbeitsaufträge für die Gruppen:

1. Wählen Sie sich eine (real existierende oder erdachte) **Person**, an deren **Lebensthema** Sie arbeiten wollen. **Welches Lebensthema hat die betreffende Person?** Tragen Sie es in die Folie ein.
2. Sprechen Sie miteinander über die Frage: **Welche Fragen, Sehnsüchte, Ängste** beschäftigen einen Menschen mit diesem Lebensthema?
3. Suchen Sie nach **Schlüsselthemen oder -fragen des Glaubens**, die zu dem Lebensthema eine innere Beziehung haben. Tragen Sie sie in die Folie ein.
4. Überlegen Sie, wie in einem Gespräch **Lebensthema und Glaubenthema aufeinander bezogen** werden könnten (Stichworte auf Folie).

Rollenspiel Telefonseelsorge

Im folgenden Rollenspiel sollen die bisher gewonnenen Einsichten praktisch angewendet werden. Situation: Telefon-Seelsorge. Ein unbekannter Anrufer

sucht Rat. Die anrufende Person kann sich vor dem Rollenspiel mit Hilfe einer „*Rollen-Karte*“ auf die Lebenssituation einstellen, die sie darstellen soll. Jeder andere Teilnehmer hat die Möglichkeit, am anderen Ende der Leitung das Gespräch aufzunehmen. Dabei geht es um die Einübung einer annehmenden Grundhaltung, um eine einfühlsame Erkundung des aktuellen Lebens-themas, um erste Ansätze einer Verbindung von Lebensthema und mögliche Schlüsselthemen des Glaubens.

Methode: Man sitzt in einem großen Stuhlkreis beieinander. In der Mitte des Kreises befinden sich auf *zwei* voneinander getrennten Tischen zwei Telefone: neben dem einen Telefon (Anrufer) ein Stuhl, neben dem zweiten (Telefon-Seelsorger) zwei Stühle. Wer sich in der Rolle des „Telefon-Seelsorgers“ während des Gesprächs überfordert sieht, kann den Hörer an einen anderen weitergeben. Den zweiten Stuhl am „Seelsorge-Telefon“ kann jeder bei laufendem Telefonat besetzen und signalisiert damit seine Bereitschaft, das Gespräch zu übernehmen. Dieses Vorgehen ermutigt dazu, das Gespräch zu übernehmen. Dieses Vorgehen ermutigt dazu, einen Teil des Gesprächs zu führen, auch wenn man sich dem gesamten Telefonat noch nicht gewachsen fühlt.

Ein Beispiel für eine „Rollen-Karte“: Denken Sie sich in die folgende Lebenssituation hinein: *Sie sind in einer großen Firma beschäftigt und ca. 50 Jahre alt. Sie fühlen sich den beruflichen Anforderungen nicht mehr so wie früher gewachsen. Der Stress nimmt zu – die Belastbarkeit ab. Jüngere Kollegen/Kolleginnen verschärfen den Konkurrenzdruck. Der Betrieb hat beschlossen, Stellen einzusparen. Sie haben Angst, auf die Abschlusliste zu geraten, und machen sich Sorgen um Ihre berufliche Zukunft. Immer häufiger versuchen Sie, Ihren Zukunftsängsten durch Alkohol zu entfliehen. Vor Ihrem Partner/Partnerin und Ihrer Familie bemühen Sie sich, Ihre Alkoholprobleme zu verheimlichen. Aber die innerfamiliären Spannungen wachsen ...*

aus: Burghard Krause, Auszug aus dem Schneckenhaus, Aussaat-Verlag, Seite 153ff.

Vom Umgang mit Schlagworten

Hilfen zu einem argumentierenden Bezeugen

Input

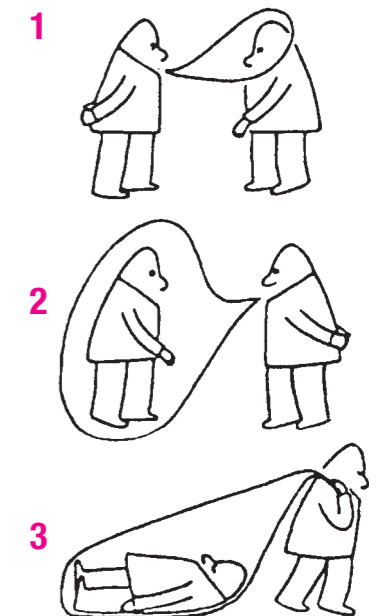
Die Sprachfähigkeit im Glauben wächst, wo wir uns neben dem Erzählen von Glaubenserfahrungen auch in ein „*argumentierendes Bezeugen*“ des Evangeliums einüben. Wir können zwar keinen Menschen zu Gott „zurück-argumentieren“. Aber gute Argumente für den Glauben können bei unserem Gesprächspartner *Stolpersteine* auf dem Weg zum Glauben wegräumen, *Missverständnisse* des Christseins aufdecken, *Fragen* wachrufen, die den anderen zu tieferem Nachdenken anregen, unqualifizierte Angriffe gegen den Glauben abwehren – und in all dem *neue Gesprächsräume* eröffnen. Wer es lernt, sein Bekenntnis zu Jesus Christus mit Argumenten zu begründen, zeigt an, dass man sein Herz an Gott verlieren kann, ohne dabei seinen Verstand zu verlieren. Der Glaube ist zwar „höher als alle Vernunft“, aber darum ist er noch lange nicht unvernünftig. Es gibt gute Gründe, Christ zu sein.

Oft werden wir in Gesprächen mit *Schlagworten gegen Glaube, Christsein und Kirche konfrontiert* und dadurch zu einem argumentierenden Bezeugen unseres Glaubens herausgefordert. Hier einige Beispiele für solche Schlagworte:

Die Leute, die dauernd zur Kirche rennen, sind auch nicht besser. Ich glaube nur, was ich sehe. Dass es einen Gott gibt, kann keiner beweisen. Wozu brauche ich die Kirche? – Ich habe immer ein anständiges Leben geführt. Glauben? – Das ganze Leben ist doch bloß Zufall! Meinen Herrgott finde ich auch in der Natur!

In der Bibel stehen ja doch nur Märchen! Im Namen der Kirche ist viel zu viel Unrecht geschehen! Wir haben ja alle doch nur einen Herrgott. Es gibt so viele Religionen – Warum soll das Christentum besser sein? Mit dem Tod ist ohnehin alles aus. Es hat ja sowieso alles keinen Sinn.

Solche Schlagworte verleiten uns häufig zu zwei Fehlreaktionen: Entweder wir *geben uns geschlagen* – oder wir *schlagen zurück*. Beispiel: „Ich finde meinen Gott auch im Wald! Dazu brauche ich keine Kirche.“ Rück-Schlag: „Dann lass’ Dich gefälligst auch vom Oberförster beerdigen!“ Ein solcher „Schlag-Abtausch“ ist lieblos, bewegt nichts, verhärtet die Fronten. Er ist auf einen Machtkampf aus, bei dem es zum Schluss wie bei folgendem Bild einen Gewinner und einen Verlierer gibt:



Aber in Glaubensgesprächen haben Christen nicht dann gewonnen, wenn sich der Gesprächspartner argumentativ geschlagen gibt (Motto: Du hast mich zwar überredet – aber nicht überzeugt), sondern wenn das Gegenüber sich öffnet für das Evangelium. Nicht wir müssen über den anderen siegen – Gott möchte ihn gewinnen. Bei Schlagworten gilt: *nicht zurückschlagen sondern zurückfragen!* Ein Schlagwort gegen den Glauben ist nämlich meist wie die *Spitze eines Eisbergs*: das Eigentliche liegt unter Wasser. Das Schlagwort formuliert vordergründig etwas Hintergründiges:



Interesse

Was ist vom „Eisberg“ zunächst nicht zu sehen und muss durch gezieltes Rückfragen erst „freigelegt“ werden? Jedes Argument steht in der Regel *im Dienst eines Interesses*. Erst ist ein Interesse da – dann sucht man sich das passende Argument dazu. Frage: Welches Interesse hat mein Gesprächspartner, wenn er mit dem Schlagwort operiert? *Mögliche Interessen*: Offensive Abwehr des Glaubens; versteckte Neugier auf das, was Christen (noch) zu sagen haben; heimliche, aber sich und dem anderen nicht eingestandene Sehnsucht, selber (wieder) glauben zu können.

Lebensgeschichtlicher Hintergrund

Hinter den Schlagworten stehen nicht selten *belastende persönliche Lebenserfahrungen*, z.B. die Erfahrung von Leid und Verletzungen, negative Vorerfahrungen mit Christen und Kirche, manchmal auch eine abgebrochene oder liegengeliebene eigene Glaubensgeschichte, die aus einer missglückten religiösen Sozialisation resultiert. Dieser lebensgeschichtliche Hintergrund schafft ein *Klima tiefsitzenden Misstrauens*, das die Bereitschaft und Fähigkeit zum Glauben lähmt. Es braucht viel Geduld und Einfühlungskraft, um dieses Misstrauen zu überwinden. Zugleich entwickeln sich auf einem solchen Hintergrund in der Regel „*krankte Bilder von*

Gott“: Gott wird z.B. als der „Lebens-Neider“ verstanden, der einem das eigene Lebensglück missgönnt oder als ein namensloses Schicksal, das kein Gesicht trägt, nicht ansprechbar ist, und dessen Motive man nicht durchschaut. Gott kann in solchen Schlagworten als weltabgewandt und desinteressiert erscheinen oder als eine Art „Ober-Polizist“, vor dem man ständig auf der Hut sein muss, weil sein einziges Interesse darin besteht, Fehler aufzudecken und Forderungen zu stellen.

Vorverständnis

Viele Schlagworte gegen den Glauben offenbaren ein bestimmtes *Vorverständnis* von Christsein, ein Bild und häufig eben auch ein Zerrbild von Kirche und vom Wesen des Glaubens. Nicht selten entpuppt sich ein solches Vorverständnis geradezu als ein *Missverständnis des Christsein*. Wenn z.B. jemand sagt: „Wozu brauche ich die Kirche? Ich habe immer ein anständiges Leben geführt“, dann offenbart er ein weit verbreitetes „moralisches Missverständnis“ des Christseins. Christsein heißt für ihn: „anständig leben, sich nichts zu schulden kommen lassen“. Und die Kirche ist demzufolge dann eine Art religiöse Erziehungsanstalt, die aus den Leuten, die das nötig haben, bessere (moralische) Menschen machen will. Wenn jemand sagt: „Ich glaube nur, was ich sehe“, zeigt er damit an, dass er „Glauben“ mit Vermuten oder Für-wahr-Halten uneinsichtiger Sachverhalte gleichsetzt, aber nicht verstanden hat, dass Glauben Vertrauen auf ein Gegenüber bedeutet.

Gesprächsregeln für den Umgang mit Schlagworten

- ◆ Nicht auf die „Spitze des Eisbergs“ reagieren, sondern durch gezieltes Rückfragen den Teil des Eisbergs auskundschaften, der „unter Wasser liegt“.
- ◆ Bei entdeckten Leiderfahrungen und Verletzungen einfühlsam und teilnehmend zuhören, Fehlverhalten von Kirche und Christen eingestehen, nicht zu schnell trösten oder beschwichtigen.

◆ Dem eventuell kranken Gottesbild des Gesprächspartners durch das „Malen“ eines evangeliumsgemäßen Bildes von Gott begegnen. Bilder sind stärker als Gedanken. Sie werden nur durch Bilder überwunden.

◆ Durch behutsame Argumentation Missverständnisse des Glaubens korrigieren und Steine aus dem Weg räumen, ohne dabei Überlegenheit auszuspielen oder den anderen in die Rolle des „Dummen“ bzw. des Verlierers zu drängen.

◆ Immer wieder die intellektuelle Argumentations-Ebene bewusst verlassen und durch persönlich eingebrachte Glaubenserfahrung Interesse am Glauben wecken, das über die „Kopf-Schiene“ hinausgeht. Argumente provozieren immer den Schlagabtausch durch Gegen-Argumente. Wer aber von persönlichen Erfahrungen erzählt, ist „unschlagbar“.

Einübung eines „argumentierenden Bezeugens“

Es werden Arbeitsgruppen gebildet. Jede Gruppe erhält die *Liste der Schlagworte* gegen den Glauben, das Bild *vom Eisberg* und die Gesprächsregeln zum Umgang mit Schlagworten. Die Gruppe sucht sich in freier Wahl ein Schlagwort aus. Arbeitsauftrag: „*Wie würden wir im Gespräch mit diesem Schlagwort umgehen?*“ Die Gruppe entwickelt ohne Fremdhilfe Fragestellungen zur „Erkundung des Eisbergs“: Welches Interesse und welche lebensgeschichtlichen Erfahrungen könnten hinter dem Schlagwort stehen? Welches Verständnis von Christsein offenbart das Schlagwort? Argumente zur Entkräftung des Schlagworts werden gesammelt, denkbare Gesprächsgänge vorüberlegt. Im *Plenum* stellt die Gruppe ihre Arbeitsergebnisse vor (z.B. in Gestalt eines Rollenspiels). Leitung und Teilnehmer des Workshops reagieren, ergänzen bzw. korrigieren.

aus:
Burghard Krause,
„Auszug aus dem Schneckenhaus“
Aussaat-Verlag, Seite 168ff.

Dem eigenen Glauben eine Sprache geben

Übersetzungsübungen

Dass wir Christen unseren Glauben häufig verschweigen und uns schwer tun, mit anderen offen darüber zu reden, hat seinen Grund nicht nur in dem Gefühl der Peinlichkeit und Scham, das unser persönliches Reden vom Glauben umgibt. Wir spüren oft auch eine Unbeholfenheit, für unseren Glauben die richtigen Worte zu finden. Es hat den Anschein, als ob unsere Worte die Lebenswirklichkeit anderer Menschen nicht erreichen.

Wir kommen uns wie Ausländer vor, deren Sprache von andern nicht verstanden wird. Biblische Aussagen und Begriffe, die uns womöglich viel bedeuten, empfinden andere als schwer verdauliche dogmatische Brocken – oder als nichtssagende religiöse Floskeln. So kann das zentrale biblische Bekenntnis *Jesus ist für uns gestorben!* von Menschen, die mit der biblischen Botschaft nicht vertraut sind, völlig falsch aufgefasst werden.

Impulse

Wenn eine so zentrale Aussage wie *Jesus ist für uns gestorben!* von anderen Menschen nicht mehr verstanden wird, möchte man eigentlich kapitulieren und lieber ganz den Mund halten. Aber wir wollen nicht so schnell die Flinte ins Korn werfen, sondern stattdessen versuchen, mit anderen Worten auszudrücken, was der wesentliche Inhalt unseres Glauben ist.

Dazu machen wir eine erste kleine Übung: Jeder formuliert in zwei bis drei knappen Sätzen, welche Bedeutung Jesus für sein Leben hat. Bei diesem Bekenntnis sollten folgende Vorgaben beachtet werden:

◆ Wichtige biblische Begriffe wie Sünde, Gnade, Kreuz, Versöhnung, Heil etc. dürfen nicht verwandt werden.

◆ Es sollte deutlich werden, was Jesus für meinen konkreten Alltag bedeutet.

◆ Ich versuche aufzuzeigen, worin Jesus für mich einzigartig ist.

Was mir persönlich Jesus bedeutet:

Wir nehmen uns etwa 5–7 Minuten Zeit für die schriftliche Formulierung des eigenen Bekenntnisses. Anschließend lesen wir uns in Dreier- oder Vierer-Gruppen wechselseitig unsere Texte vor. Dabei kommentieren oder kritisieren wir nicht den Inhalt unseres Bekenntnisses, sondern versuchen, mit den Ohren von Menschen zu hören, denen Jesus bisher eher fremd und fern ist: Ist für sie verständlich, was wir formuliert haben? Welche Aussagen geben Anlass zu klärenden Rückfragen: *Was meinst du, wenn du sagst ...?*

Das Evangelium ist ganz einfach

Die Bibel ist ein dickes Buch: in ihr wird uns auf vielen hundert Seiten die Geschichte Gottes mit uns Menschen von der Erschaffung der Welt bis zu ihrer Vollendung erzählt. Man könnte vermuten: Eine höchst komplizierte, problemgeladene Geschichte! Und an dieser Vermutung ist ja auch etwas dran. Aber es gibt in dieser Geschichte etwas, das sich wie ein roter Faden durchzieht. Es ist die unbegreifliche Tatsache, dass Gott trotz immer wiederkehrender Rebellion und häufigen Misstrauens seiner Geschöpfe gegen ihn die Liebe zum Menschen nicht verloren hat. Er lässt trotz mancher Gerichte und Strafen nicht von ihnen ab, wirbt immer wieder neu um ihr Vertrauen und sucht zu einer dauerhaften Versöhnung mit ihnen zu kommen. Dabei geht er bis zum Äußersten: Er lässt seinen Sohn Jesus Mensch werden. Ihn – den einzig wirklich Unschuldigen –, gibt er dem Verbrechertod am Kreuz preis, um uns Menschen für immer in die Gemeinschaft mit ihm zurückzugewinnen.

Darum steht in der Mitte der Bibel *das Evangelium*: die gute Nachricht vom Triumph der Liebe Gottes über alle Schuld und Unversöhnlichkeit der Menschen. Und darum lässt sich der ganze Inhalt des dicken Bibelbuches in wenige, elementare Aussagen zusammenfassen:

◆ 1. Gott hat den Menschen und die Welt geschaffen. Wir sind keine Zufallsprodukte, noch einem blinden Schicksal ausgeliefert. Wir sind von Gott gewollt und bejaht.

◆ 2. Der Mensch lebt in der Trennung von Gott. Gleichgültigkeit oder Misstrauen bestimmen das Verhältnis zu seinem Schöpfer – bei vielen Menschen bis heute.

◆ 3. Doch Gottes Liebe zu den Menschen ist ungebrochen. Er schickt Jesus und lässt ihn für uns am Kreuz sterben: Damit wirbt er auf unüberbietbare Weise ein letztes Mal um unsern Glauben, unser Vertrauen.

◆ 4. Wo Menschen anfangen, Jesus zu vertrauen, beginnt die zerbrochene Beziehung zu Gott zu heilen: Sie bekommen Frieden mit Gott – und zugleich Anschluss an seine Gemeinde. Dort entdecken sie ihre Gaben und Fähigkeiten, die sie gerne für andere einsetzen.

◆ 5. Durch den Glauben wird in den Menschen zugleich die Hoffnung entfacht: Gott wird mit dieser Welt trotz aller Widrigkeiten an sein Ziel kommen. Am Ende wird die Herrlichkeit Gottes vor allen sichtbar werden, und wir dürfen Anteil daran haben.

Impulse

Fehlen Ihnen in dieser Zusammenfassung elementare Aussagen? An welcher Stelle? Halten Sie andere Formulierungen unter dem Gesichtspunkt der Elementarisierung für verzichtbar? Welche?

Rechenschaft über den Glauben geben

In 1. Petrus 3,15 werden die Christen ermuntert: *Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist.*

Gespräche bei Gelegenheit

Bei alltäglichen Begegnungen aufmerksam und sensibel reagieren

Wenn wir andern Menschen begegnen und sich unverhofft ein Gespräch ergibt, möchten wir als Christen nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen, indem wir unsern Gesprächspartner unvermittelt mit der Frage nach Gott konfrontieren. Vermutlich würde ein solches Vorgehen bei unserem Gegenüber eher Befremden hervorrufen und ihn innerlich auf Distanz gehen lassen. Oder er würde rasch das Thema wechseln, weil er sich bei der Frage nach Gott nicht wohl bzw. unterlegen fühlt.

Es gibt Gespräche über den Glauben, in denen dem Glauben eher kritisch oder distanziert Gegenüberstehende den Eindruck gewinnen, sie würden einem Verhör unterzogen und müssten sich rechtfertigen. Klar, dass solche Gespräche die alten Vorurteile über das Christsein eher bestätigen, als dass sie einen ehrlichen Dialog ermöglichen: „Ja, da sieht man’s mal wieder: Der hält sich als Christ wohl für was Besseres!“

Vielleicht war das persönliche Glaubenszeugnis aufrichtig und als Anstoß zum Nachdenken gedacht, aber bei dem Gegenüber löst es eher Befremden und Irritation aus.

Aber wir kennen auch die gegenteilige Erfahrung – und vermutlich erleben wir sie häufiger: Dass wir nämlich Gelegenheiten verpassen und Chancen ungenutzt verstreichen lassen, statt den Mund aufzumachen und uns offen zu unserem Glauben zu bekennen, wo wir aus Ängstlichkeit oder Feigheit schweigen. Oder wo wir uns mit nichtssagenden Floskeln davonstehlen, statt durch interessierte Rückfragen ein vielleicht hilfreiches Gespräch zu

Lange habe ich mit mir gerungen, ob ich mein Leben dem Herrn hingeben soll. Schließlich fand ich in seiner Gnade den Weg zur Buße. Unter dem Kreuz legte ich meine Sündenlast ab. Ich übergab mich dem Herrn, um ihm fortan als Jünger nachzuwandeln. Oft werde ich dabei von den hinterlistigen Angriffen des Teufels angefochten, der seine feurigen Pfeile auf mich abfeuert, um mich in den Sündenfall zurückzulocken. Aber der Herr steht mir bei. Durch ihn habe ich die Freude, in meiner irdischen Pilgerschaft weiter zu wallen. Seine Salbungen sind mir dabei eine erquickende Stärkung. Was wird es erst für ein Jubel sein, wenn ich dereinst zur oberen Schar gehöre und in den Lobpreis der himmlischen Chöre mit einstimme.

Übersetzung ins heutige Deutsch: (...)

Lesen Sie sich abschließend in der Gruppe die Ergebnisse Ihrer Übersetzungsbemühungen vor. Trifft das, was Sie vorschlagen, den Kern der in der Sprache Kanaans ausgedrückten Sache? Ist bei der Übersetzung des vorgegebenen Textes in unsere Alltagssprache etwas verloren gegangen? Haben die allgemein verständlicheren Worte und Begriffe noch Tiefgang? Oder sind sie oberflächlicher? Tauschen Sie sich darüber aus.

Klaus Jürgen Diehl



Es genügt nicht,

zur Sache zu reden,

man muss

zu den Menschen reden.

S. J. Lec

mulierungen sollen möglichst knapp und präzise gedolmetscht werden. Dies kann durch einen anderen, allgemein verständlicheren Begriff oder durch einen erläuternden Satz geschehen.

SÜNDE

GNADE

HIMMEL

HÖLLE

ZUM GLAUBEN FINDEN

VERLOREN GEHEN

EWIGES HEIL

Alternativ zu dieser Aufgabe gibt es einen *Übersetzungs-Auftrag* für fortgeschrittene Dolmetscher der Sprache Kanaans. Das folgende Zeugnis eines tief frommen „Kanaanäers“ soll ins heutige Deutsch übersetzt werden:

einmal zurückfragen: „Habe ich Sie richtig verstanden?“ ... „Können Sie mir das etwas näher erläutern?“ ...

◆ Wenn Christen eigene Fehler eingestehen können und zugeben, dass auch in ihrem Leben als Christen nicht alles glatt läuft, dann wird das in der Regel von ihren Gesprächspartnern mit Sympathie zur Kenntnis genommen. Allerdings lauert dabei auch die Gefahr der Anbiederung: Wer als Christ beteuert, dass er ja auch nur ein armer Sünder ist, der im Leben viele Fehler macht, wirkt damit nicht schon überzeugend. Christen sind für andere Menschen dann interessant, wenn sie glaubwürdig erklären können, wie sie trotz eigener Fehler und Pleiten dennoch zuversichtlich glauben, dass ihr Leben gelingt.

◆ Auch wenn der persönliche Ton in diesen Gesprächen eine wichtige Rolle spielt, so kommt es dabei doch auf die Betonung an: Nicht der eigene Glaube und persönliche Glaubenserfahrungen stehen im Mittelpunkt, sondern der barmherzige Gott, der uns Menschen wohl tut. Andere sollen nicht dieselben Erfahrungen wie ich machen, wohl aber auf ihre ganz individuelle Weise denselben Gott kennen lernen.

◆ Selten ergibt sich in solchen als Rollenspiel durchgeführten Gesprächen die Gelegenheit, miteinander einen Schritt weiterzugehen, z.B. durch die Verabredung zu einem weiteren Gespräch, die Einladung zu einer christlichen Veranstaltung oder die Ermutigung zum Gebet. Man kann so etwas nicht planen, sonst wirkt es allzu schnell aufgesetzt und zwanghaft. Aber wir sollten uns immer offen halten für die besondere, uns von Gott geöffnete Chance zu einer persönlich ausgesprochenen Einladung oder Ermutigung.

Impulse

In unserer ersten Übung haben wir uns bemüht, in dem persönlich formulierten Glaubensbekenntnis zentrale biblische Begriffe zu vermeiden. Doch das Sprachproblem ist ja noch nicht damit gelöst, dass wir auf bestimmte Worte einfach verzichten. Wir müssen viel mehr lernen, sie angemessen in unsere heutige Lebenswirklichkeit zu übersetzen. Die folgenden Begriffe bzw. For-

◆ *Wie gehen die beiden auf die Argumente und Einwände ihrer Gesprächspartner ein? Einfühlsam und aufgeschlossen? Führen sie Gegenargumente ins Feld? Erzählen sie persönlich vom Glauben?*

◆ *Wirkt das Verhalten authentisch und glaubwürdig? Oder abgehoben? Weltfremd?*

◆ *Ist die Sprache verständlich? Persönlich gefärbt? Oder dogmatisch? Formelhaft?*

Das Gespräch wird von einem der beiden Christen eröffnet: „Haben Sie einen Augenblick Zeit? Dürfen wir Ihnen erzählen, warum wir Christen sind und was uns der Glaube bedeutet? Uns interessiert nämlich, wie Sie unseren Glauben einschätzen. Welche Fragen und Kritik Sie dazu haben ...“

Das Gespräch sollte nicht länger als 20 Minuten dauern.

Danach erfolgt die Auswertung, wobei zunächst die Zuhörer ihre Eindrücke schildern und anschließend die am Gespräch Beteiligten.

Lernschritte und Stolpersteine

Das gerade empfohlene Rollenspiel wurde mit ganz unterschiedlichen Gruppen in zahlreichen Gemeinde-Seminaren „ausprobiert“. Dabei zeigte es sich, dass häufig ganz ähnliche Erfahrungen gemacht wurden:

◆ Es ist offensichtlich leichter, in die Rolle von Nichtchristen zu schlüpfen und lauter kritische Fragen zu stellen bzw. Einwände gegen den Glauben vorzubringen, als in der Rolle der Christen Rechenschaft über den eigenen Glauben zu geben.

◆ Immer wieder tappen Christen in die Falle, auf alle Fragen und Einwände möglichst rasch zu antworten oder Argumente zu finden, statt zunächst einmal zu versuchen, Hintergrund oder Anlass zu einer Frage oder Kritik besser zu verstehen. Wir müssen nicht auf alle Fragen eine Antwort haben, aber wir sollten uns vor allem bemühen, die Fragen zu verstehen, z.B. auch dadurch, dass wir noch

Leider wird diese Aufforderung nur allzu selten befolgt. Einerseits geschieht es selten, dass andere Menschen von uns Rechenschaft über unseren Glauben und unsere Hoffnung fordern. Für wen Religion Privatsache ist, der wird sich auch nicht gemüßigt sehen, dem Glauben der Christen einmal auf den Zahn zu fühlen. Andererseits scheint es uns Christen oft ganz recht zu sein, wenn wir unbehellig bleiben und unseren Glauben eher unerkannt leben.

Statt eines lebendigen Dialogs erlebt man häufig eher ein „Kartell des Schweigens“. Schade! Denn im Gespräch über den Glauben könnten wir voneinander lernen, wobei wir Christen vor allem lernen könnten, wo und warum viele Menschen mit dem Glauben Probleme haben. Zugleich würden wir mehr Übung darin bekommen, möglichst konkret, anschaulich und authentisch von unserem eigenen Glauben zu erzählen.

Impulse

Wir Christen sollten nicht warten, bis wir gefragt werden. Wir können jetzt schon das Gespräch über den Glauben einüben, indem wir in unseren Gemeindekreisen und Gruppen – sozusagen in einem geschützten Raum – damit beginnen. Dazu kann auch das folgende *Rollenspiel* beitragen:

Es werden aus der Gruppe zwei Freiwillige gesucht, die bereit sind, über ihren Glauben Auskunft zu geben und sich daraufhin kritischen Rückfragen zu stellen bzw. auf den Zahn fühlen zu lassen. Zwei weitere Gruppenmitglieder übernehmen die Rolle interessierter, aber zugleich auch kritischer Gesprächspartner. Die übrigen Gruppenmitglieder schlüpfen in die Rolle aufmerksamer Zuhörer und verfolgen das Gespräch, indem sie dabei folgende Aspekte bedenken:

◆ *Hat das Gespräch einen roten Faden? Ist es sprunghaft? Schweift es auf Nebensächlichkeiten ab?*

◆ *Wie ist die Atmosphäre des Gesprächs: Engagiert und offen? Verhärtet? Unsachlich? Entspannt? Entwickelt es sich zum Schlagabtausch?*

eröffnen. – Wir wollen uns einige dieser typischen verpassten Gelegenheiten bzw. falschen Reaktionen an den folgenden kurzen Dialogen vor Augen führen und überlegen, wie wir aufmerksamer den Gesprächsfaden hätten aufnehmen können.

Verpasste Chancen – Unsensible Reaktionen

Am Gartenzaun ergibt sich folgendes kurzes Gespräch zwischen zwei Nachbarinnen:

Frau Müller: Guten Morgen, Frau Meier, Heute ist ja mal wieder ein schöner Tag. Am liebsten möchte man so richtig faulenzen.

Frau Meier: Ja, schön ist es heute. Aber ich muss gleich zum Arzt. Und das ist alles andere als schön.

Frau Müller: Ja, Arztbesuche sind selten angenehm. Hauptsache, man kommt gleich dran und muss nicht so lange im Wartezimmer sitzen.

Frau Meier: Wenn ich ehrlich bin, dann habe ich schon einen Bammel vor der Untersuchung.

Frau Müller: Ach, lassen Sie den Kopf nicht hängen. Das wird schon alles gut ausgehen.

Frau Meier: Das sagen Sie so einfach. Ich hab' die ganze Nacht kein Auge zugetan.

Frau Müller: Soll ich Ihnen eine von meinen Schlaftabletten geben? Die wirken garantiert.

Frau Meier: Nein, danke. Ich hoffe, dass ich nächste Nacht wieder besser schlafen kann.

Impulse

Bitte versetzen Sie sich in die Rolle von Frau Müller.

◆ An welchen Stellen hat sie Ihrer Auffassung nach unsensibel bzw. falsch reagiert?

◆ Was hätte sie stattdessen ihrer Nachbarin sagen bzw. fragen sollen?

◆ Wie könnte man in diesem kurzen Gespräch helfend vom Glauben reden?

Sie steigen in einen Zug und finden in einem Abteil noch zwei freie Plätze. Zwischen zwei Zuggästen im Abteil entwickelt sich folgendes Gespräch:

Zuggast A: Ich sehe, Sie lesen gerade den SPIEGEL. Diesmal haben sie in der Titelstory ja die katholische Kirche ganz schön aufs Korn genommen.

Zuggast B: Ja, das habe ich gerade gelesen. Gut, dass wenigstens die Journalisten keinen Respekt vor Kirche und Papst haben und ihnen kritisch auf die Finger schauen.

Zuggast A: Die Kirche hat sowieso zu viel Macht. Von der Kanzel predigen sie die Nächstenliebe, aber hinter den Kulissen geht's ihnen auch nur um Macht und Einfluss. Na ja, ich habe längst die Konsequenzen gezogen und bin aus der Kirche ausgetreten.

Zuggast B: (lacht) Ich bin nicht katholisch. Aber was sich die Evangelische Kirche leistet, überzeugt mich auch nicht. Sie will in der Politik mitreden, mischt sich überall ein, und dabei werden die Kirchen immer leerer.

Zuggast A: Ich finde, nach 2000 Jahren wird es Zeit, dass die Kirchen bei uns abdanken. Wenn ich sehe, was die in dieser Zeit alles angerichtet haben – Kreuzzüge, Hexenverbrennung, Inquisition, Ausbeutung der Kolonien, Vergewaltigung der Gewissen –, da wird mir jetzt noch schlecht.

Zuggast B: Na, ganz so negativ sehe ich das nicht. Es gibt auch manches Gute an der Kirche. Ich habe jedenfalls meine Kinder taufen lassen, und Weihnachten ohne Gottesdienst in der Kirche kann ich mir eigentlich nicht vorstellen. Das gehört einfach zu Weihnachten dazu.

Zuggast A: Ich bin ja auch nicht grundsätzlich gegen Religion eingestellt. Nur bin ich entschieden der Meinung, dass man für den Glauben keine Kirche braucht.

Zuggast B: Da haben Sie natürlich völlig Recht.

Impulse

Sie waren als mitreisender Abteilgast ungewollt Zuhörer dieses Gesprächs – und haben es schweigend mit angehört. Dabei hätten Sie durch Ihre Beiträge dem Gespräch vielleicht eine interessante Wende geben können.

Bitte überlegen Sie in einer kleinen Gruppe jeweils zu dritt oder viert:

◆ An welcher Stelle des Gesprächs hätten Sie sich als Christ in das Gespräch mit einbringen können?

◆ Was hätten Sie dann als Erstes gesagt bzw. gefragt?

◆ Spielen Sie einmal einen denkbaren Verlauf des Gespräches durch, bei dem Sie sich als Christ eingemischt hätten.

Gesprächs-Einstiege

Wir wollen nicht „mit der Tür ins Haus fallen“, uns nicht mit frommen Floskeln aus dem Staub machen, aber ebenso wenig die Gelegenheiten zu einem persönlichen Gespräch über den Glauben verpassen. Nicht selten entscheidet sich allerdings schon an dem ersten Satz, der ersten Frage, ob mein Gesprächspartner den Ball aufnimmt – oder ihn ins Leere laufen lässt.

Impulse

Die folgende kleine Übung will uns sensibel machen für einen angemessenen Gesprächs-Einstieg. Wie reagiere ich auf die spontanen Bemerkungen meines Gesprächspartners? Bitte notieren Sie, was Sie in der betreffenden Situation sagen würden. Tauschen Sie sich anschließend in der kleinen Gruppe über Ihre Antworten aus. Welcher der gewählten Gesprächs-Einstiege überzeugt Sie am meisten?

Gesprächs-Situation 1: „Man darf nicht klagen.“

Ich: „Halle, Herr Schmidt. Wie geht's Ihnen?“

Herr Schmidt: „Ach, man darf nicht klagen!“

Ich:

Gesprächs-Situation 2: Auf dem Nachhauseweg vom Elternabend

Frau Krause: „Na, Sie haben's gut. Sie brauchen sich wegen der Schulleistungen Ihrer Nicole keine Sorgen zu machen. Wenn unser Matthias aber so weitermacht, muss ich ihn vom Gymnasium nehmen. Dann rastet mein Mann aus. Die beiden haben ja jetzt schon dauernd Stress miteinander.“

Ich: _____

Gesprächs-Situation 3: Auf der Geburtstagsfeier einer 80-jährigen Nachbarin

Frau Schulze: „Der Pastor hat sich heute auch noch nicht blicken lassen. Die von der Kirche stehen immer dann auf der Matte, wenn sie Geld von uns haben wollen wie neulich wieder bei der Diakonie-Sammlung.“

Ich: _____

Tipps für ein einfühlsames Gespräch

Wichtiger als jedes Wort ist zunächst die Haltung, mit der ich mich meinem Gesprächspartner zuwende: Ist diese Haltung ehrlich, interessiert, aufmerksam und liebevoll?

Dieses Interesse äußert sich zunächst häufig in Anteil nehmenden Fragen (vgl. 12, „Von Jesus lernen“). Statt vorschnell Antworten auf Fragen zu geben, die mir nicht gestellt wurden oder Ratschläge zu erteilen, um die ich nicht gebeten wurde, möchte ich erst einmal den andern verstehen und mich in seine Situation – so gut es geht – hineinversetzen. Durch einfühlsame Fragen kann ich neue Denkprozesse bei meinem Gegenüber auslösen.

Manche Fragen sind ausgesprochen hilfreich bzw. weiterführend, wenn es um die Bewältigung von Lebensproblemen geht, so z.B. die Frage nach der Kraft oder dem Halt in Notzeiten. „Woher nehmen Sie die Kraft?“, oder: „Was gibt Ihnen in dieser schwierigen Lebenssituation Halt?“ Mit solchen Fragen werden Gesprächspartner oft

aufgeschlossen für die Erfahrungen von Halt und Geborgenheit, die Sie im Glauben an Christus machen.

Wenn Sie von Ihren eigenen Erfahrungen im Glauben sprechen, tun Sie es bitte so, dass dabei nicht das „fromme Ich“ im Mittelpunkt steht. Ihr Gesprächspartner soll Sie nicht wegen Ihres Glaubens und der damit gemachten Erfahrungen bestaunen. Machen Sie ihm vielmehr Mut, Gott mit seinen Zusagen beim Wort zu nehmen. Stellen Sie Gottes helfende und heilende Liebe heraus.

Nehmen Sie die bei Ihrem Gesprächspartner vorhandenen „Reste“ an Glauben und das noch vorhandene Wissen darüber ernst, und machen Sie es keinesfalls madig. Widerstehen Sie der Versuchung, Ihren Vorsprung an Glauben und Wissen als Überlegenheit auszuspielen und Ihren Gesprächspartner in Glaubensfragen dumm aussehen zu lassen. Machen Sie sich immer klar: Gott kennt und liebt Ihren Gesprächspartner, auch wenn diese Liebe bisher noch nicht erwidert wurde.

Klaus Jürgen Diehl



Auf den Spuren des Philippus

Stationen eines Glaubensgesprächs

Bibelgespräch zu Apostelgeschichte 8, 26–40

In einem *gelenkten Bibelgespräch* sollen Erfahrungen aus der missionarischen Praxis der Urgemeinde bedacht und für Glaubensgespräche heute fruchtbar gemacht werden. Die Teilnehmer erhalten auf einem *Blatt* den *Text Apostelgeschichte 8, 26–40* (Philippus und der Kämmerer aus Äthiopien), dazu ein Blatt mit den folgenden „Stationen eines Glaubensgesprächs“. Das Blatt enthält Raum für persönliche Notizen. Der Text wird gelesen und anhand der „Stationen“ ausgelegt. Nach jedem kurzen *Input* zu einer Station führt eine *Frage* die Gruppe für einige Minuten ins *Gespräch*.

Auf den Spuren des Philippus – Stationen eines Glaubensgesprächs:

- ◆ Auf kleine Winke Gottes achten
- ◆ Sich der Leitung durch Gottes Geist anvertrauen
- ◆ Persönliche Nähe wagen
- ◆ Hörend die Situation wahrnehmen
- ◆ Warten bis sich Türen öffnen
- ◆ An Fragen anknüpfen
- ◆ Erzählen – nicht diskutieren
- ◆ Den anderen wieder freigeben

Input und Fragen für das Gruppengespräch

Auf kleine Winke Gottes achten

Die Initiative für die Begegnung zwischen Philippus und dem Kämmerer liegt bei keinem der beiden Gesprächspartner. Sie liegt bei Gott. Manches Gespräch über den Glauben findet

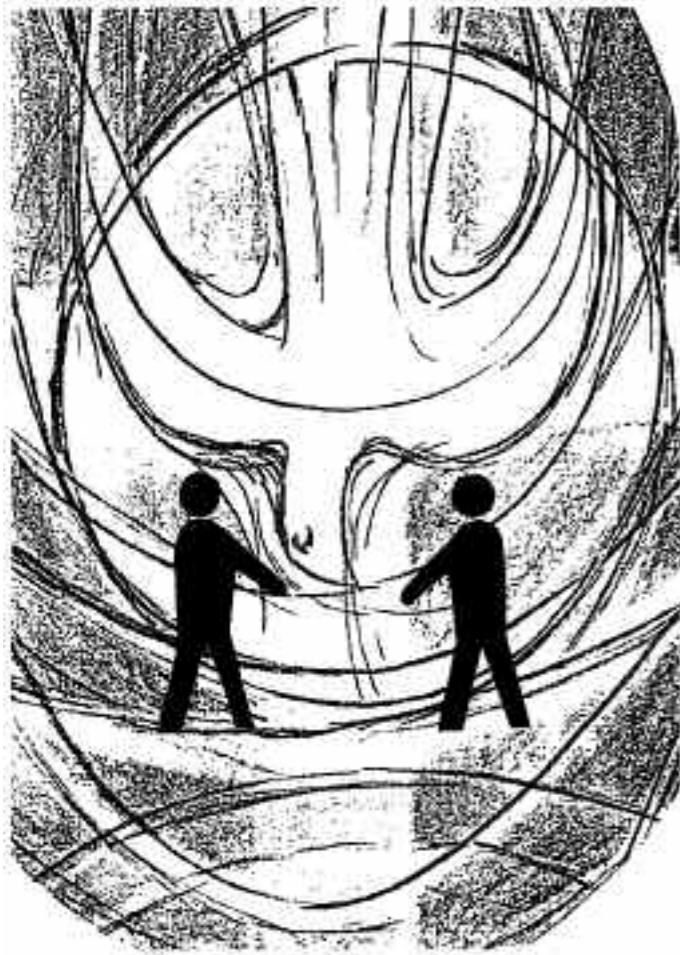


Bild unter Verwendung einer Graphik von Andreas Felger; entnommen aus: Rundbrief der Geistlichen Gemeinde-Erneuerung in der Evangelischen Kirche (Titelblatt)

nicht deshalb statt, weil Menschen das wollen, sondern weil Gott es will, weil er Menschen aus diesem Grund zusammenführt. Philippus ist als Evangelist in Samarien (vgl. Apg. 8,5) ein vielbeschäftigter Mann mit einem vollen Terminkalender. Aber er lässt sich durch einen Engel, durch einen „Wink Gottes“, in seiner Geschäftigkeit unterbrechen, ohne schon genau zu wissen, was auf ihn zukommt (V. 26f). Würden wir uns auch unterbrechen lassen, wenn Gott uns braucht? Einwand: „Philippus bekam von einem Engel eine konkrete Weisung. So etwas erleben wir heute nicht mehr!“ Antwort: Gottes „Engel“ müssen nicht Flügel haben. Gottes „kleiner Wink“ kann der plötzliche Gedanke sein: „Eigentlich sollte ich mal ... einen bestimmten Menschen anrufen, besuchen, ihm einen Brief schreiben, wie der mit ihm Kontakt aufnehmen“.

Frage an die Tischgruppen: Kennen Sie dieses „Eigentlich sollte ich mal ...“? Haben Sie schon einmal gedacht, dass das ein „Wink Gottes“ für Sie sein könnte? Wenn ja – wie haben Sie darauf reagiert?

Sich der Leitung durch Gottes Geist anvertrauen¹

Vom Geist Gottes ist in der Geschichte mehrmals – und zwar an entscheidender Stelle – die Rede (V. 26.29.39). Wie es scheint, ist Gottes Geist der eigentliche „Regisseur“ der Begegnung zwischen Philippus und dem Kämmerer. Philippus vertraut sich seiner Regie an. Er überlässt Gott die Verantwortung für das, was geschieht. Das gibt ihm Gelassenheit, nimmt ihm die Angst vor dem fremden Mann aus Äthiopien, dessen Kultur und Sprache ihm nicht vertraut sind. Weil Philippus auf die „Geistesgegenwart“ setzt, ist er frei ihn von der Sorge um das rechte Wort zur rechten Zeit. Diese Sorge nimmt Jesus seinen Jüngern: „Sorgt nicht, wie oder was ihr reden sollt, denn es soll euch zu der Stunde (!) gegeben werden, was ihr reden sollt. Denn nicht ihr seid es, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet“ (Mt. 10,19f). Wir dürfen wissen: Wenn zwei über Glaubensfragen reden, ist Gottes Geist als Dritter mit dabei. In ihm haben wir einen starken Verbündeten. Er kann Türen öffnen, Missverständnisse

verhindern, Gesprächssituationen verändern. Er bewirkt, dass Gott auf unseren „eseligen Worten“ in das Herz von Menschen, „einreitet“. In Glaubensgesprächen mit Gottes Geist rechnen und das bedeutet: sich seiner Leitung überlassen, nicht nur im Gespräch mit dem anderen über Gott reden – sondern auch im *Gebet* mit Gott über den anderen reden. Wer „geistesgegenwärtig“ ist, der ist wach für den Augenblick, den Gott füllen kann.

Frage an die Tischgruppen: Könnte es sein, dass unsere Angst vor Glaubensgesprächen darin wurzelt, dass wir Gottes Geist als unserem Verbündeten nichts zutrauen? Dass wir ängstlich fragen: „Was kriege ich hin?“, statt vertrauensvoll zu fragen: „Was kriegst du hin?“

Persönliche Nähe wagen

Persönliche Nähe ist eine wichtige Voraussetzung für das Gelingen von Glaubensgesprächen. Trotz der Fremdheit, die Philippus gegenüber dem Kämmerer verspürt (Judenchrist – Heide, unterschiedliche Hautfarbe, verschiedener religiös-kultureller Background), wagt er Nähe, läuft dicht neben dem Wagen her, steigt schließlich sogar in den Wagen des Fremden (d.h. in dessen Lebenszusammenhang) ein, setzt sich mit ihm auf eine Bank, teilt für eine bestimmte Zeit sein Leben (V. 29f). Ganz ähnlich hat es Jesus in seiner Begegnung mit den Emmaus-Jüngern getan: Er ist „mit-gegangen“, hat sie auf ihrem Weg begleitet – und die Richtung dieses Weges (also auch die Richtung des Gesprächs) haben sie bestimmt, nicht Jesus. Man kann nicht mit anderen den Glauben teilen wollen, wenn man nicht auch ein Stück Leben mit ihnen teilt. Menschliche Freundschaft ist eine gute Brücke, um etwas von der Menschenfreundlichkeit Gottes zu überbringen. Die traurige Erfahrung ist jedoch: Die meisten Christen haben nur noch wenige freundschaftliche Kontakte zu Nichtchristen. Sie treffen sich oft nur noch unter ihresgleichen, wagen keine persönliche Nähe mehr zu Menschen, die dem Glauben distanziert gegenüber stehen. Darum lernen sie ihre Welt, ihre Sprache, ihre Fragen, Sorgen und Nöte nicht kennen. Wir sind eine in

frommen Ghettos „hockende“, um uns selbst kreisende Kirche geworden. Wir brechen nicht mehr auf in die Lebenswelt der anderen. Wer aber nicht aufbricht, kommt auch nicht an.

Frage an die Tischgruppen: Gibt es unter Ihren guten Bekannten und Freunden Nichtchristen? Haben Sie schon einmal erfahren, dass freundschaftlich-persönliche Nähe zu einem Menschen das Gespräch über Glaubensfragen erleichtern kann?

Hörend die Situation wahrnehmen

Philippus redet nicht sofort – zuerst hört er genau hin (V. 30). Der Fremde aus Äthiopien ist mit bestimmten Fragen beschäftigt. Sie will Philippus nicht überhören. Zuhören ist ein Akt der Liebe: sich hineinhören in das, was den anderen beschäftigt, ihn wahrnehmen und annehmen in dem, was er zur Zeit ist. Sprachfähigkeit im Glauben setzt Hörfähigkeit voraus. Manches Gespräch über den Glauben scheitert, weil das Reden über den Glauben nicht aus einem liebevollen Hinhören geboren ist. Wer nicht zuhören kann, redet am anderen und seiner Situation vorbei.

Frage an die Tischgruppen: Können Sie gut zuhören? Haben Sie schon einmal an jemandem vorbeigeredet, weil Sie nicht hingehört haben? Kennen Sie aus eigenem Erleben die Erfahrung, dass aktives Zuhören ein Gespräch über den Glauben entscheidend vorangebracht hat?

Warten bis sich Türen öffnen

Philippus fällt nicht in „missionarischer Zudringlichkeit“ mit der Tür ins Haus. Er begeht keinen „missionarischen Hausfriedensbruch“. Er behält Geduld, wartet auf den „Kairos“ (die sich bietende Gelegenheit) zum Gespräch über den Glauben. Wir dürfen und müssen keine Türen aufbrechen, die sich von der anderen Seite her nicht öffnen. Eine äußerst spannende und aufschlussreiche Stelle der Geschichte ist der Vers 31: „Und der Kämmerer (!) bat Philippus, aufzusteigen und sich zu ihm zu setzen“. Der Missionar lässt sich bitten: „Komm ein

Stück näher!“ Er selbst hat zwar Nähe angeboten, sie aber nicht erzwungen. Philippus nimmt sich nicht die Freiheit zum Glaubenszeugnis, sondern lässt sich diese Freiheit vom Kämmerer einräumen. Er geht nur so weit, wie es ihm sein Gegenüber erlaubt. Er kann warten, bis sich Türen öffnen.

Frage an die Tischgruppen: Haben Sie in einem Gespräch über Glaubensfragen (z.B. mit Ihrem Partner, Ihren Kindern oder mit Freunden) schon einmal versucht, Türen aufzubrechen, die Ihr Gegenüber verschlossen halten wollte? Wie ist es Ihnen damit ergangen?

An Fragen anknüpfen

Philippus lässt keinen situationslosen missionarischen Spruch ab – er stellt Fragen, die der Situation gemäß sind, und er lässt sich vor allem auf die Fragen ein, die sein Gegenüber beschäftigen (V. 30.34f). Vom Glauben reden heißt nicht: Fragen beantworten, die niemand stellt, sondern an Fragen anknüpfen, die wirklich da sind. Was nicht im Fragehorizont unseres Gegenübers liegt, erreicht den anderen nicht. Unser Glaubenszeugnis muss sich immer auf die aktuellen Lebensfragen unserer Gesprächspartner beziehen. Diese Fragen liegen nicht immer offen zutage. Oft müssen sie erspürt und selber erfragt werden.

Frage an die Tischgruppen: Kennen Sie die Fragen, die Ihre Kinder zur Zeit beschäftigen? Sehen Sie in diesen Fragen Anknüpfungsmöglichkeiten für Gespräche über den Glauben?

Erzählen – nicht diskutieren

Als der Fremde ihn zum Reden einlädt, erzählt Philippus von Jesus (V. 35). Er lässt sich nicht in ein theologisches Streitgespräch verwickeln. Er diskutiert nicht – er bezeugt seinen Glauben. Er holt das Gespräch von der unverbindlichen Sach-Ebene auf die persönliche Ebene. Solange wir diskutieren, provozieren wir die Gegenargumente des anderen und beschäftigen seinen Kopf. Wenn wir aber erzählen, wer Jesus für uns ist, was uns am Evangelium froh macht, wenden wir uns an sein Herz. Kalte Kopf-Argu-

mente bewegen nichts. Aber vom Glauben aus persönlicher Betroffenheit erzählen – das kann viel bewegen. Unser Gegenüber spürt sehr schnell, ob unser Reden über den Glauben aus dem Kopf oder aus dem Herzen kommt. Nur das, was von Herzen kommt, geht auch zu Herzen.

Frage an die Tischgruppen: Haben Sie schon einmal einem Nichtchristen erzählt, was der Glaube an Jesus Christus für Sie ganz persönlich bedeutet? Wie ist es Ihnen dabei ergangen? Wie hat Ihr Gesprächspartner reagiert?

Den anderen wieder freigeben

Philippus hat den Kämmerer bis zu seiner Taufe begleitet. Aber dann trennen sich die Wege (V. 39f). Philippus gibt seinen Gesprächspartner frei. Er weiß, dass er für eine kurze Zeit ein Werkzeug Gottes war. Nun ist sein Auftrag beendet. Philippus kann darauf vertrauen: Gott wird seine Geschichte mit dem Fremden fortsetzen und dazu andere Menschen als sein Werkzeug gebrauchen. Was in Zukunft aus dem Fremden wird, liegt bei Gott. Wir werden in unseren Gesprächen über den Glauben oft schon viel früher unseren Gesprächspartner freigeben müssen – häufig sogar, ohne ein erkennbares Ergebnis erzielt zu haben. Unser missionarischer Auftrag hat immer Grenzen. Beides ist wichtig: zu wissen, wann man gefordert ist – und zu erkennen, wann man getrost wieder loslassen darf. Im Vertrauen auf Gottes Fürsorge für unser Gegenüber in Glaubensgesprächen dürfen wir den anderen nicht an uns binden, dürfen nicht „klammern“. Wir sind eingeladen, ihn freizugeben. Gottes Geschichte mit ihm geht weiter, auch wenn unsere Geschichte mit ihm zu Ende geht.

Frage an die Tischgruppen: Können Sie Menschen wieder loslassen, für die Sie sich in den Fragen des Glaubens verantwortlich fühlen?

aus: Burghard Krause, „Auszug aus dem Schneckenhaus“, Aussaat-Verlag, Seite 176ff.

